





1 Krieger mit Eberhelmen (Schweden, 7. Jh.?)
Ninck, Wodan und german. Schicksalsglaube, Taf. I, Verlag Eugen Diederichs, Jena
2 Hornbläser und Feldzeichenträger im römischen Heer (Trajansäule)
Cichorius, Die Reliefs der Trajansäule, Taf. XLII, Verlag Georg Reimer

OTTO HÖFLER

ZUR HERKUNFT DER HERALDIK

I

Das abendländische Wappenwesen, dessen Entwicklung vom Mittelalter bis zur Gegenwart klar überschaubar vor unseren Augen liegt, beginnt sich im 12. Jahrhundert, nach dem Ersten Kreuzzug, in reicher Fülle zu entfalten. In wenigen Jahrzehnten, zumal seit dem 2. Viertel des Jahrhunderts, wachsen in so rascher Folge, daß man fast von Gleichzeitigkeit sprechen möchte, in der ritterlichen Welt beinahe aller europäischen Länder jene heraldischen Zeichen empor, die fortan als Symbole von Adelsgeschlechtern, Ländern, Städten und vielerlei geschichtlichen Gemeinschaften ein anschaulicher Ausdruck historischer Gliederungen und Erbzusammenhänge geworden sind.

Diese Formenwelt sichtbarer Gemeinschaftssymbole scheint ganz plötzlich und unvermittelt aufzutauchen.

Die Frage nach ihrem Ursprung ist oft und in bisweilen leidenschaftlicher Form erörtert worden.[1]

Abbildungen siehe Tafel III–VII.

[1] Lit. bei Dahlmann-Waitz, Quellenkunde der deutschen Geschichte[9], Nr. 771 ff.; O. Hupp, Wider die Schwarmgeister, 1918; Frh. v. Ulmenstein, Über Ursprung und Entstehung des Wappenwesens, 1935; D. H. Galbreath, Handbüchlein der Heraldik[2], 1948; P. Gras, Bibliothèque de l'École des Chartes 109, 1951, S. 198 ff.; H. Appelt in der Festschrift für J. F. Schütz, 1954, S. 235 ff. Reiche Hinweise bei P. E. Schramm, Herrschaftszeichen und Staatssymbolik vom III. bis XVI. Jahrhundert, bes. Bd. III, 1956, S. 964 ff. Eine wichtige einschlägige Arbeit von Wolfgang Lange ist 1945 durch Kriegswirkungen bis auf wenige Exemplare vernichtet worden (dazu s. Schramm, aaO, S. 966, Anm. 1). Es wäre sehr zu wünschen, daß sie nun veröffentlicht würde. – Weitere Literatur im Folgenden. – Ich habe für wertvolle Hinweise besonders zu danken den Herren Kollegen Professor Heinrich Fichtenau und Professor Erich Zöllner, Wien, sowie Herrn Direktor F. Thomas und Herrn Dr. O. Gamber von der Waffensammlung des Kunsthistorischen Museums in Wien.

Zwei Auffassungen, die den Ursprung und zugleich auch das Wesen der Wappen betreffen, sind – in mancherlei Variationen und häufig mit einander verbunden – im Lauf des letzten Jahrhunderts besonders nachdrücklich vorgetragen worden:

Erstens habe man die Wappenzeichen primär zu dem Zweck geschaffen, um sichtbare Unterscheidungsmerkmale zu gewinnen, an denen man die einzelnen Ritter sowohl beim Turnier wie in den großen Heeresversammlungen sogleich erkennen könne.

Und zweitens seien diese Zeichen in reiner Willkür erfunden und von den Einzelnen angenommen worden.

In ihrem Wesen aber sei die Schaffung und Gestaltung der Wappen nichts weiter als eine „Mode" jener Zeit gewesen.

Mit dieser Kennzeichnung der Heraldik als einer Mode – die sich freilich von allen übrigen „Moden" durch eine erstaunliche Lebenskraft und Dauerfähigkeit unterschieden hätte! – war auch schon, explicite oder implicite, eine folgenschwere historische These gesetzt: Diese angeblich so willkürlich geschaffenen Zeichen mußten dann schon infolge dieser ihrer Herkunft ohne einen bindenden oder verbindlichen Zusammenhang mit älteren geschichtlichen Formen und Ordnungen sein.

Wenn in älteren Geschichtsepochen, etwa vor 1125, ähnliche Gebilde auftauchen, wie es die hochmittelalterlichen, die „eigentlich" heraldischen Wappen waren, dann sei solche Ähnlichkeit ohne wesentliche historische Bedeutung: denn diese Formen hätten weder in ihrer Gestalt noch in ihrem geistigen Gehalt und ihrer sozialen Funktion mit den „echten" Wappen etwas zu tun. Sie seien schon aus chronologischen Gründen von den heraldischen Zeichen fernzuhalten – seien ohne wesenhaften historischen Zusammenhang mit der Ritterzeit. Indem man sie als „vorheraldisch" von den „heraldischen" Zeichen schon terminologisch scharf absetze, bringe man zum Ausdruck, daß hier ein historischer Entwicklungszusammenhang, eine echte Überlieferungskontinuität nicht anzunehmen sei. –

Es soll in dieser Festgabe der Versuch unternommen werden, einige Beiträge zur Kritik jener Wesensdeutung der mittelalterlichen Wappen zu geben.

Es will uns keineswegs selbstverständlich erscheinen, daß die Symbolwelt der Wappen, die Träger von so viel Ernst, Stolz und Würde werden sollten, nur ein Geschöpf der Mode und der Willkür gewesen sei.

Ich vermag auch durchaus nicht daran zu glauben, daß bei der Wahl des Adlers, des Löwen, des Drachen, des Panthers zum persönlichen oder überpersönlichen Wahrzeichen bloß die praktische Notwendigkeit gewirkt habe, ein „Unterscheidungszeichen" gegenüber anderen Personen oder Gemeinschaften festzusetzen: In solchem Falle wäre es höchst unzweckmäßig gewesen, daß so viele Sippen und Länder die gleichen Symbole wählten – daß etwa der Löwe von den Königen von England, Schottland, Leon, Norwegen, Dänemark, Schweden und außerdem von so vielen Adelsgeschlechtern ins Wappen genommen wurde, während doch die Zoologie weit reichere Möglichkeiten der Abwechslung geboten hätte.

Drittens und insbesondere glaube ich nicht daran, daß eine grundsätzliche Trennung und Kontrastierung „heraldischer" und „vorheraldischer" Zeichen in dem Sinn sachgemäß sei, daß mit einer solchen terminologischen Festsetzung ein faktisches historisches Nichtzusammenhängen zwischen den jüngeren mit den älteren Sozialsymbolen in stofflicher, formaler und funktionaler Hinsicht erwiesen sei. Es muß geprüft werden, ob jene terminologische Festsetzung, sofern sie eine Wesenskontrastierung behauptet, sachlich gerechtfertigt sei oder den Sachen Gewalt anzutun drohe.

Gerade nach dem geschichtlichen Zusammenhang der hochmittelalterlichen heraldischen Formen mit etwaigen historischen Vor-Formen soll hier gefragt werden.

Sollte sich dabei ergeben, daß die heraldischen Symbole der Ritterzeit nicht aus dem Nichts geholt waren, sondern als Fortführungen von Bildern zu begreifen sind, die selber schon Sinn-Bilder waren, und zwar auch schon Sinnbilder von Gemeinschaften oder von hervorragenden Einzelnen: dann wäre bei jeder solchen Überlieferungsreihe zu prüfen, worin ihre Konstanz bestand und wie und wodurch sich ihr Fortdauern in verschiedenen Zeiten modifizierte und variierte.

Und dann mag sich ergeben, daß das Aufblühen des Wappenwesens in der Zeit der Kreuzzüge seine Ursachen nicht in den Oberflächenschichten des Lebens hatte, die wir gemeinhin mit dem Wort „Mode" zu kennzeichnen pflegen, sondern in jenen wesenhaften geschichtlichen Gründen, in denen echter Stil und innerlich notwendiger Stilwandel ihren Ursprung haben. (Auch im Bereich der Kleidung wird man ja zwischen Kleidungs-Stil und Kleidermoden unterscheiden dürfen.)

Es ist entscheidend wichtig, den Unterschied anzuerkennen zwischen der willkürlichen Festsetzung eines bloßen Konventionalzeichens und der zum Wesensausdruck drängenden Gestaltung eines Sinnbildes, wie es nicht nur die Wappen, sondern auch die Beinamen Heinrichs des Löwen oder seines Zeitgenossen Richard Löwenherz gewesen sind. Als „Unterscheidungsmerkmale" fungieren in der Heraldik die zahllosen Variierungen der

Symbol-Typen durch verschiedene Farben, geometrische Figuren, Schildteilungen, sog. „Heroldstücke". Aber es ist ein Irrtum, diese Unterscheidungsmerkmale auf dieselbe geistige und psychologische Ebene bringen zu wollen wie die Gestalten, die Wesensausdruck der Seele sind.

Ich will im Folgenden versuchen, an konkreten Belegen zu exemplifizieren, daß die scheinbare so klare und logische und folgerichtige „scharfe" Unterscheidung einer vorheraldischen von einer heraldischen Geschichtsepoche die Gefahr in sich birgt, daß reale historische Überlieferungsverbindungen zwischen den Formen, aber auch den Funktionen älterer und jüngerer Symbolgestaltungen von vorneherein geleugnet oder vernichtigt werden. Solche materiale, formale und funktionsgeschichtliche Überlieferungszusammenhänge aufzuweisen, soll hier erstrebt werden. Dabei ist es für die grundsätzliche Anerkennung eines realen geschichtlichen Traditionszusammenhanges nur von gradueller, nicht von prinzipieller Bedeutung, ob eine solche Tradierung in breitem Strom geschehen ist oder ob der Fluß der Überlieferung vielleicht manche Enge durchqueren mußte.

Die eben genannte Frage ist von hohem geschichtlichen Interesse. Aber bevor die wechselnde Breite eines Flußbettes im einzelnen erkundet wird, sollte wohl erst festgestellt werden, ob es wirklich der selbe Wasserlauf ist, den man da in seinen oberen und seinen unteren Teilen beobachtet, oder ob man nicht etwa Fragmente verschiedener Flußsysteme fälschlich für eine zusammenhängende Einheit hält. Denn es ist etwas anderes, die verschiedenen Modifikationen und Metamorphosen eines Lebensphänomens unter Anerkennung ihres Kontinuitätszusammenhanges zu beobachten und in ihrer Verschiedenheit anzuerkennen – oder aber wegen der Verschiedenheit der Einzelstadien den Zusammenhang des Lebenskontinuums, beziehungsweise – im Historischen – des Überlieferungszusammenhanges zu leugnen.

Bei dem engen Zusammenhang der Kontinuitäts- mit der Wesens-Frage, die uns die heraldischen Gebilde stellen, wird es sachgemäß sein, an einer Anzahl von Formen-Reihen zu prüfen, ob „heraldische" und „vorheraldische" Gestaltungen, die auf den ersten Blick Ähnlichkeiten aufweisen, in der Tat auch bei näherem Zusehen Gemeinsamkeiten bewähren, die für eine technologische und materiale und dann weiter für eine geistige Traditionskontinuität sprechen.

Auch dort, wo so markante Gemeinsamkeiten vorliegen, daß man sie nur schwer oder gar nicht einem bloßen Zufall zuschreiben mag, wird die Frage zu stellen sein, ob ein solcher Traditionszusammenhang nicht etwa ein bloß „äußerlicher" sei (oder geworden sei). Denn äußerlich ähnliche

Formen können ja ganz verschiedene Sinnbedeutungen, Lebens- und Sozialfunktionen angenommen haben.

Es wird also außer auf formgeschichtliche Gemeinsamkeiten nicht minder aufmerksam auf funktionsgeschichtliche zu achten sein – und anderseits wird bei Verschiedenheiten abzuwägen sein, ob sie als Modifikationen einer Grundfunktion zu werten seien, oder aber als unvereinbare Wesensgegensätze.

II

Ich wähle als ersten Typus, an dem solche Fragen erprobt werden sollen, das Eber-Symbol.

Auf einem in der Geschichte der Heraldik häufig angeführten Bild, einer Handschrift-Illustration vom Ende des 12. Jahrhunderts [Abb. 1], wird ein Kampf zwischen Deutschen und Italienern um die Festung San Germano dargestellt – eine Episode des Krieges zwischen Kaiser Heinrich VI. und Tancred von Lecce um das Königreich Sizilien im Jahre 1192.[2] Hier sieht man den kaiserlichen Heerführer Graf Diepold von Schweinspoint[3] in zwei Kampfszenen. Er trägt ein Eberbild auf dem Schild und auf dem Helm. In zwei anderen Illustrationen der selben Handschrift (sie ist um 1195/1196 geschrieben und illuminiert[4]) führt Graf Diepold das Eberzeichen auch auf dem Lanzenwimpel und auf der Decke seines Streitrosses.[5]

Wer in den Wappen primär oder ausschließlich Unterscheidungszeichen, nicht aber Symbole sehen will, dem können in diesem Falle einige Tat-

---

[2] Abb. nach Berchem – Galbreath – Hupp, Beiträge zur Geschichte der Heraldik, 1939, S. 1, nach Petrus de Ebulo, Carmen de bello Siculo inter Henricum VI. Imperatorem et Tancredum, Hs. d. Stadt-Bibliothek zu Bern (Cod. 120 Bibl. Bongarsiana); vgl. Ettore Rota, Petri Ansolini de Ebulo De rebus Siculis Carmen (= Rerum Italicarum Scriptores, ed. da L. A. Muratori, Tom. XXXI, P. I), Città di Castello 1904, S. 144; dazu G. B. Siragusa, Liber ad honorem Augusti di Pietro da Eboli, Rom 1906, S. 139, zu Tav. XXXVI.

[3] Zu diesem Namen s. u.

[4] S. Siragusa, aaO, S. LXXXIIff. Über die Zuweisung der Miniaturen s. Rota, aaO, S. XVIff.

[5] Ed. Rota, S. 156. Dazu F. Hauptmann, Jb. d. K. K. Herald. Ges. „Adler", N. F. VII, 1897, S. 58f. und Taf. IIIf., Fig. 19, 23, 27, 28. Vgl. dazu schon zwischen 1127 und 1133 im Rolandslied des Pfaffen Konrad (V. 4879ff., ed. K. Bartsch; Hinweis von Heinrich Beck):

einen vanen fuorter ane ther hant,
thar ane stuont ein eversvîn
alrôtguldîn.

Über ein Eberbanner im „Beowulf" s. u. Anm. 133a.

sachen entgegengehalten werden, die gegen eine isolierende Betrachtungsweise der heraldischen Tatbestände sprechen und das Bestreben rechtfertigen mögen, die Wappenzeichen in einen weiteren Zusammenhang einzugliedern.

Links unten auf unserem Bild sieht man einen Eber, der einen Vogel (Reiher?) tötet. Damit ist offenbar der Sieg Diepolds versinnbildlicht.[6] Daß es jedoch dabei nicht bloß um eine willkürliche Allegorese des Illustrators geht, beweist der Text.

Graf Diepold wird dort als „Eber von Nocera" bezeichnet. Im Triumphspruch am Ende des Gedichtes heißt es:[7]

Procedant de sede throni, res ardua, grifes;
Procedant aquile seu Nucerinus aper.

Von einem früheren Kampf Diepolds in diesem Krieg wird gesagt:

Hic ferit, ille ferit, cadit hic, super hunc stat et ille,
Dentipotens comitem denique vicit aper.
Sic Diopuldeus vir quisque suum ligat hostem . . .[8]

Aber das Ebersymbol bleibt nicht nur auf den Grafen Diepold beschränkt, sondern es wird auch auf seine Krieger bezogen: Vor einem Kampf mit Tancreds Anhängern (a. 1192) läßt der Dichter diesen Heerführer seinen kaisertreuen Kriegern zurufen:[9]

Hii Tancredini, sumus et nos imperiales,
Hii pecudes, sed nos dicimur esse sues.

Liegen da nur willkürliche allegorische Spiele eines süditalienischen Dichters vor oder steht hier ein Stück altertümlicher echter Symbolik vor uns?

Der Name des Grafen scheint diese Frage eher zu verwirren. Die Handschrift selbst gibt uns keinen Geschlechtsnamen Diepolds an, und es ist keineswegs gewiß, daß der italienische Dichter oder der Illustrator einen solchen gekannt oder sprachlich gedeutet habe. Erst Ed. Winkelmann hat 1876 auf Grund einer Urkunde Ottos IV. von 1211 diesen Grafen Diepold

[6] Vgl. Siragusa, S. 139, Anm. 1, der erwägt, ob dieser Reiher die Partei Tancreds oder Diepolds besonderen Gegner, den von ihm besiegten Grafen Riccardo d'Acerra, versinnbildlichen solle. Mit Recht hat Ettore Rota in seiner Ausgabe des Gedichtes, S. 145 zu Tav. XXXVI, darauf hingewiesen, daß der Reiher, der da vom Eber getötet wird, das Symbol des von Diepold getöteten Grafen Riccardo d'Acerra war: denn auf Tafel XV (ib., vor S. 59) führt dieser auf dem Schild das Bild eines Vogels, in dem Rota einen Reiher sieht.

[7] V. 1664 f. (Zählung nach Siragusa); zur Beziehung Diepolds zu Nocera s. Siragusa, S. 83, Anm. 1.

[8] V. 1115ff.

[9] V. 1217 f.; dazu Siragusa, S. 86, Anm. 1.

von Acerra, später Herzog von Spoleto, identifiziert mit *Dyobuldus de Suynespont*, und diesen letzteren Namen mit der Burg *Schweinespeunt* am nördlichen Donauufer (östlich von Lechsgemünd) gleichgesetzt.[10]

Damit scheint die „Symbolik" desavouiert: Die Bilder und Vergleiche, die Diepold als Eber versinnbildlichen, scheinen letztlich auf einen Ortsnamen von höchst banaler Bedeutung zurückzuweisen.

Doch eine solche Folgerung wäre übereilt: Dieser Ministeriale, der durch seine Tapferkeit bis zum Herzog von Spoleto aufstieg, hat die heraldischen, allegorischen und dichterischen Versinnbildlichungen „als" Eber ja nicht einem etymologischen Drang des italienischen Poeten Pietro da Eboli oder seines Handschriftillustrators, aber auch nicht dem seiner deutschen Kriegsgefährten zu verdanken. Sondern sein Wappen darf als ein Ausdruck der selben rühmenden Metaphorik angesehen werden, der der Ausdruck *dentipotens aper* entstammt.

Die isolierende Methode, die die Zeichen der Heraldik als Vereinzeltes in den Blick nimmt, statt nach umfassenderen Sinn- und Entstehungszusammenhängen zu fragen, wird konsequenterweise auch hier nur ein „redendes" Einzelwappen eines staufischen Kriegsmannes sehen, der eigentlich nach einem Schweinepferch benannt war, und sie wird nicht die Frage stellen, ob sich dieses „Zeichen" einem allgemeineren und älteren Typus eingliedere.

Eben diese Frage aber wollen wir hier stellen. Zunächst läßt sich – um mit den Zeugnissen der „heraldischen" Zeit zu beginnen – die Feststellung machen, daß der Eber als Wappentier einer erstaunlich großen Zahl mittelalterlicher und neuzeitlicher Familien eigen ist. Renesse zählt in seinen (keineswegs vollständigen) Sammlungen viele hunderte von Adelsfamilien auf, die entweder einen ganzen Eberkörper oder einen Eberkopf im Wappen tragen, wozu als Einzelsymbol besonders der Eber-Zahn kommt.[11] Diesen Wappenbildern entsprechen Adelsnamen wie *Eber*, *Everswyn*, *Porc*, *Sanglier*, *Schweinbock*, *Schweinichen*, *Vercken*, *Porcellini*, *Hure*, *Schweinshaupt*, *Swynskop*, *Swinhufwud* und viele andere, die den rationalistischen Betrachter vor die Verlegenheitsfrage stellen, ob hier „redende" Wappen vorliegen, die eben deswegen ein Eberbild zeigen, „weil" – seltsamerweise!

[10] S. Forschungen zur Deutschen Geschichte, 16. Bd., Göttingen 1876, S. 159 ff. Über die Bedeutungen von *Point*, *Beunde* s. Edw. Schröder, Dt. Namenkunde, 1938, S. 224 (nach E. Kranzmayer): es bedeutet „Einfriedigung", „Gehege" u. ä. *Schweinspoint* wird ursprünglich ein Schweinegehege bezeichnen. Über Diepolds anderen Namen, *von Vohburg*, s. Rota, aaO, Register, s. v.

[11] Théodore de Renesse, Dictionnaire des Figures Héraldiques II, Brüssel 1895, S. 33 bis 49, resp. 55.

– diese Familien Schwein-Namen führten, oder ob die Annahme plausibler sei, daß diese Aristokraten so seltsame Namen gewählt hätten, „weil" sie eben – seltsamerweise! – solche Tiere auf ihren Schilden und Helmen abgebildet hatten, wie ihn (um ein Beispiel aus hunderten herauszugreifen) Lort Basset of Drayton als sog. Helmzier trug[12] [Abb. 3]. Ich zähle in den Sammlungen von Renesse nicht weniger als 913 verschiedene europäische Adelsfamilien, die den Eber oder aber den Schweinekopf (oder dessen Hauer) im Wappen führen.[12a]

Blicken wir aber aus der „heraldischen" Zeit zurück in die sogenannte „vorheraldische": Dort erscheint der Eber als Helm-Zeichen sowohl in archäologischen Funden wie in literarischen Zeugnissen.

Und diese Zeugnisse beweisen, daß Eberbilder auch in jener älteren Zeit keineswegs bloßer Schmuck (oder aber Unterscheidungsmerkmale) waren, wie man das von den heraldischen Eberbildern so oft naiv angenommen hat: sondern daß sie echte Symbole waren, Sinn-Bilder, die eine höhere Bedeutung in sich trugen – und „zur Schau" trugen.

In den Gräbern der schwedischen Nekropole von Vendel (nördlich von Uppsala) fanden sich einige Helme, die für die Geschichte der Heraldik von größter Bedeutung sind. Im Grab I, das man der zweiten Hälfte des 7. Jahrhunderts zuschreibt, kam ein Helm zum Vorschein, der auf einem den Kopf umschließenden metallenen Horizontal-Streifen rechts das Bild eines Reiters friesartig wiederholte, welcher auf seinem Haupt einen Eberhelm trägt [Abb. 4 und 6].[13]

[12] Nach Anthony Wagner, Heraldry in England, 1946, Taf. VII. Dieses Bild aus dem XIV. Jh. Der Name *Basset* kaum zu neuengl. *basset* „Dachshund". Wohl eher zu skandin. *basse, vildbasse* „Eber, Wildschwein"? Ich habe im Augenblick nicht die Möglichkeit, dem nachzugehen. – Prinzipiell über das Wesen der hochmittelalterlichen sog. Heldzierden („Zimiere"), die so oft rein ästhetisch aufgefaßt worden sind, die wichtigen Ausführungen von J. Schwietering in der Festschrift für Ed. Sievers, 1925, S. 554ff. – Die Auffassung, daß die sog. Helmzier im späten 12. Jh. zum Zweck der Verschönerung der häßlichen Topfhelme geschaffen worden sei, vertritt u. a. nachdrücklich das in so vielem grundlegende Werk von G. A. Seyler, Geschichte der Heraldik, 1885–1889, S. 106ff.

[12a] Der Beiname eines isländischen Landnahmemannes *Sigurð svinhǫfði* (s. E. H. Lind, Norsk-isländska personbinamn från medeltiden, 1920–1921, Sp. 376) könnte sehr wohl ein Spottname sein – nicht aber die Hunderte von vergleichbaren Namen stolzer Adelsgeschlechter.

[13] Ich gebe die Rekonstruktion wieder, die Hj. Stolpe und T. J. Arne, Graffältet vid Vendel, Stockholm 1912, Pl. V, Fig. 1, vorgelegt haben (in der franz. Ausgabe, La Nécropole de Vendel = Kgl. Vitterhets Historie och Antikvitetsakademien, Monografserien No. 17, Stockholm 1927, Pl. V, Fig. 1). Photographische Wiedergabe z. B. bei Sune Lindqvist in Fornvännen 45, 1950, S. 11 ff., Fig. 6 und 8.

Daß dieser Eberhelm keine okkasionelle Einzelbildung ist, wird durch ein oft abgebildetes Relief auf einer Bronzeplatte aus Torslunda auf der Insel Öland bewiesen. Diese Platte, zur Herstellung von Preßblechen für Helmbilder der Art jenes Horizontal-Bandes der Vendelhelme bestimmt und wohl der selben Epoche angehörend, zeigt zwei Krieger mit ganz ähnlichen Eberhelmen [Abb. 2].[14] An der anderen Seite dieses Helmes (über der linken Wange) zeigte das Metallband das mehrfach wiederholte Bild eines Reiters mit einem Vogel-Helm, der wohl ein Adler-Bild trägt [Abb. 5].

Diesen schwedischen archäologischen Zeugnissen treten literarische aus England an die Seite. Da uns hier, Jahrhunderte vor der „heraldischen" Zeit, Einblick gegeben wird in die Funktion solcher Symbole, seien sie kurz erörtert.

Im „Beowulf", der wohl im 8. Jahrhundert aufgezeichnet ist, aber mancherlei merkwürdig getreue Erinnerungen an historische Ereignisse und Zustände des 6. und 7. Jahrhunderts enthält, werden Eberhelme mehrfach erwähnt.[15] Als der Held des Epos, der südschwedische (gautische) Fürstensohn Beowulf, mit vierzehn auserwählten Gefolgsleuten an den dänischen Königshof zieht, sagt der Dichter:

Eofor-lic scionon
ofer hlēor-ber[g]an: gehroden golde,
fāh ond fȳr-heard, ferh-wearde hēold:
gūþ-mōd grummon.[16]

Die Stelle ist sprachlich nicht ganz eindeutig. Einiges ist aber völlig sicher: Die Helme trugen vergoldete Eberbilder, und zwar „über den Wangenschutzstücken".[17] Das kann sich auf Metallreliefs beziehen, die auf dem

[14] s. z. B. Jan de Vries, Altgerm. Religionsgeschichte I[2], 1956, Tafel XI, nach S. 448.

[15] Dazu bes. Knut Stjerna, Hjälmar och svärd i Beovulf, in: Studier tillägnade Oskar Montelius, Stockholm 1903, S. 99 ff.; engl. Ausgabe von J. R. Clark Hall: K. Stjerna, Essays on questions connected with the O. E. poem of Beowulf, Viking Club, Coventry 1912. Dazu nun Beowulf, ed. R. W. Chambers, with a Supplement by C. L. Wrenn, 3. ed., Cambridge 1959, S. 345 ff.

[16] V. 303–306 (ich zitiere nach der Ausgabe des Beowulf von C. L. Wrenn, 1958). Felix Genzmer hat in seiner Übersetzung (Beowulf und das Finnsburg-Bruchstück, Reclams Univ.-Bibl. Nr. 430, 1953) die Verse so übersetzt:

Die Eber flammten
ob den Wangenbergen, / gewirkt aus Gold,
funkelnd und feuerhart. / Der Frischling hielt Wacht,
kampfgrimm ob den Kühnen.

[17] Die Konjektur *hleorbergan* für *-beran* der Hs., von Gering, Zs. f. dt. Philol. 12, 1880, S. 123, vorgeschlagen, ist fast ausnahmslos angenommen worden, s. Hoops, Kommentar zum Beowulf, 1932, S. 54; Beowulf and the Fight at Finnsburg, ed. Fr. Klaeber[3], Boston 1950, S. 140. Wangenschutzstücke zeigen mehrere altnordische Helme, so der auf dem zweiten Vendel-Helm aus Grab I abgebildete (s. Stolpe-Arne, aaO, Pl. VI,

Horizontalband des Helmes (wie auf den Vendel-Helmen aus Grab I [s. Abb. 4–6] und XIV[18]) das gleiche Bild mehrfach wiederholten, vielleicht aber auch auf je eine Eberfigur, die jeden dieser Helme krönte.[19] Die beiden Halbverse 305/306 sind sprachlich mehrdeutig. Hoops übersetzt: „Der Eber hielt Wacht kampfmutig über die Grimmen",[20] Bugge: „er hielt die Lebenswacht über den kampfmutigen Mann" (d. h. über Beowulf).[21] Ich sehe von einer Diskussion dieser Alternativen hier ab, denn das für unsere Frage Bedeutsamste ist gesichert: der Singular *hēold* deutet auf e i n Bild auf dem Helm (gleich den oben auf Abb. 2 und 4 gezeigten schwedischen Helmen), und von ihm wird gesagt, daß es „Wacht" (*wearde*) hielt. Wir werden davon noch zu sprechen haben, ob diese Helm-Tiere ursprünglich bloß ästhetische Funktionen hatten oder nicht eher die von T a l i s m a n e n. –

Die eben zitierte Stelle des altenglischen Epos wird noch durch einige andere ergänzt. Nicht nur Beowulf trägt einen Helm, sondern auch die 14 Gefolgsmänner dieses Fürstensohnes und künftigen Gautenherrschers.[22] Von Ebern auf den Helmen ist noch mehrfach die Rede (V. 1111: *swyn ealgylden*; V. 1286: *swīn ofer helme*). Besonders merkwürdig aber ist die Schilderung von Beowulfs eigenem Helm (V. 1448 ff.):[23]

Fig. 1 und 7; unsere Abb. 5); vgl. ferner Stjerna, aaO. – Zur philologischen Diskussion über die zitierten Verse s. u. Anm. 21.

[18] Stolpe-Arne, Pl. XLI, Fig. 1 und 7 (dazu Pl. V, Fig. 1 und 2; Pl. VI, Fig. 1).

[19] Auch einige der Tierköpfe auf dem Vendel-Helm aus Grab XIV waren vergoldet, s. Stolpe-Arne, aaO, S. 54. Vgl. auch Stjerna [1903], S. 102.

[20] aaO, S. 55.

[21] Beiträge zur Gesch. d. deutschen Sprache und Lit. 12, 1887, S. 83. Die sprachliche Hauptschwierigkeit der Stelle liegt darin, ob man in *ferh* (eigentlich „Ferkel") ein Wort für „Eber" sehen darf, oder das Wort „Leben" (sonst ags. *feorh*) und es mit *wearde* zum Kompositum „Lebenswacht" verbindet. Zur Lit. s. Klaeber, aaO, S. 140; Beowulf, ed. C. L. Wrenn, 1958, S. 191 f.; auch Hoops, aaO, S. 55. Ich brauche hier auf diese Fragen nicht einzugehen, da sie für das vorliegende Problem nicht entscheidend sind.

[22] Die Gefolgsleute – ihre Anzahl, 14, geht aus V. 207 hervor – tragen *grīmhelmas* (V. 334). Auch die Gefolgsmannen bei Beowulfs letztem Kampf werden *helm-berend* genannt (V. 2517). Es sind die Auserwählten, die nicht durch ihre Herkunft, sondern durch persönliche Auslese aus dem Heer gesammelt sind, die hier „Helmträger" (V. 2642, vgl. V. 2638) genannt werden. Seinen „Degen" (*þegnum*), den Kampfgenossen, die in der Königshalle ihren [festen] Sitz hatten (*healsittendum*), gab er Helm und Brünne (V. 2864ff., bes. 2868f.). Wenn es sich hier um „Adel" handelt, dann ist es in diesem Fall ein Gefolgschaftsadel, der durch solche Helme ausgezeichnet wird (darüber s. u.).

[23] Die Stelle, die schildert, wie Beowulf gewappnet in den Sund taucht, um mit Grendels Mutter zu kämpfen, lautet im Zusammenhang (ed. Wrenn, 1958, S. 132, V. 1448 ff.):

ac se hwīta helm hafelan werede,
sē þe mere-grundas mengan scolde,

Er ist „weiß" und dabei darf an die Silberplatten erinnert werden, die für manche frühgermanische Helme charakteristisch sind;[24] er ist mit einem „Kleinod" geschmückt (*since geweorðad*, V. 1450) und von Bändern umschlossen, die als *frēawrāsn* (V. 1451) bezeichnet werden – ein Wort, von dem wir noch zu sprechen haben werden (u. S. 151 f.). So habe ihn in alten Tagen der Waffenschmied geschaffen und ihn wunderbar ausgestattet (*wundrum tēode*, V. 1452). Die „Schweinbilder", mit denen er ihn besetzte (*besette swīn-līcum* [Plural!], V. 1453), müssen wir uns wohl auf einem metallenen Reliefstreifen, wie solche die Vendel-Helme umschlossen, vorstellen (s. o.).[25] Dann aber folgt der Nachsatz: „daß ihn fortan keine Schwerter noch Kampfhieber schneiden mochten" (*þæt hine syðþan nō / brond nē beado-mēcas bītan ne meahton*, V. 1453 f.). Mag nun das einleitende „daß" (*þæt*) final oder konsekutiv gemeint sein, und damit also nur die Absicht des Waffenschmiedes oder aber die tatsächliche Folge ausgedrückt sein:[26] jedenfalls sagt der Dichter die Meinung aus, daß diese Schweinebilder die feindlichen Schwerthiebe a b w e h r e n sollten. Das aber kann nicht „technisch" gemeint sein – denn weder eine plastische Eberfigur auf dem Scheitel des Helmes konnte als praktischer Hiebfang angesehen werden, noch viel weniger aber gewiß Reliefbilder von Schweinen (es steht ja hier der Plural!) auf einem bronzenen Bildstreifen, wie wir

sēcan sund-gebland since geweorðad,
befongen frēa-wrāsnum, swā hine fyrn-dagum
worhte wǣpna smið, wundrum tēode,
besette swīn-līcum, þaet hine syðþan nō
brond nē beado-mēcas bītan ne meahton.

Felix Genzmer hat diesen Text so übersetzt (aaO, S. 50):

Der helle Helm, / der das Haupt ihm schützte,
mußte mitgehn / auf des Meeres Grund,
besuchen die Sundwellen, / besetzt mit Kleinoden,
umfangen mit Bändern, / wie in fernen Tagen
es wirkte der Waffenschmied, / der ihn wunderbar zierte,
Eberbilder aufsetzte, / daß fortan ihn nicht
Schwert noch Schlachtklinge / schneiden könne.

[24] Zum Silberhelm von Thorsberg s. J. Brøndsted, Danmarks Oldtid III², 1960, S. 211 (südöstliche Herkunft); über Silber an germanischen Helmen s. Alföldi, Acta Archaeologica V, 1934, bes. S. 116 f. Dazu bes. Stjerna, aaO [1903], S. 100, 108 f. (Hinweis auf den jüngeren Nydamfund mit Silberhelmen). Nun auch der Helm von Sutton Hoo: über seinen silbrig weißen Glanz K. Hauck, Jb. f. fränk. Landesforschung 14, 1954, S. 41, und Anm. 171.

[25] s. Stjerna, aaO, S. 106. Jetzt Greta Arwidsson, Valsgärde 6, 1942, S. 32. Vgl. Hoops, aaO, S. 172.

[26] Der Indikativ *meahton* spricht wohl eher für konsekutive als für finale Auffassung; vgl. aber L. L. Schücking, Die Grundzüge der Satzverknüpfung im Beowulf (= Studien zur englischen Philologie XV), 1904, S. 26.

sie von den Vendel-Helmen so gut kennen (sie bestehen alle aus dünnem Blech).

Also muß diesen Helmbildern **magische** Schutzkraft zugeschrieben worden sein.

Aber können solche frühmittelalterliche Formen uns im Ernst irgend einen Anhalt für die Beurteilung der hoch- und spätmittelalterlichen Heraldik bieten? Sind das nicht isolierte Erscheinungen, nach Zeit und Raum vom Wappenwesen der Ritter durch unüberbrückte Klüfte getrennt?

Was zunächst das Bedenken dichterischer Freiheit (oder Unzuverlässigkeit) des „Beowulf" betrifft, so werden seine recht detaillierten Angaben, wie man längst mit Recht betont hat, nicht nur durch die Vendelfunde und einen in Benty Grange in Derbyshire ausgegrabenen Eberhelm bemerkenswert genau bestätigt [Abb. 7],[27] sondern nun auch durch mehrere Einzelheiten des 1939 entdeckten südostenglischen Königsgrabs von Sutton Hoo,[28] dessen Kunst engste Verbindungen mit Skandinavien, besonders mit Schweden zeigt.[29]

Aber eben deshalb muß die Kritik die Frage stellen: Können diese Bildhelme des 7. Jahrhunderts, die in so markanter Weise auf einen schwedisch-englischen Kulturkreis hinweisen, irgend einen Aussagewert für das kontinental-europäische Wappenwesen, seinen Ursprung und seinen Sinn beanspruchen?

Ich übergehe vorerst die Tatsache, daß die typischen Schildformen, die in der frühen Heraldik des Mittelalters eine entscheidende Rolle spielen, dem „normännischen" Typus angehören,[30] und daß die Normannen in

[27] Abbildung hier nach dem 34. Bericht der Römisch-Germanischen Kommission, 1951–53, S. 122, Abb. 4, aus einer Arbeit von Paul Post über bronzene Spangen-Helme, die den Vendel-Helmen in manchem verwandt waren.

[28] Darüber nun bes. R. W. Chambers – C. L. Wrenn, Beowulf[3], 1959, S. 508ff. Die höchst bemerkenswerte archäologische Zuverlässigkeit der Helm-Schilderungen des „Beowulf" hatte im einzelnen schon Stjerna aaO nachgewiesen. Sie hat sich in mehr als einer Hinsicht für die germanische Altertumswissenschaft als wichtig erwiesen und wird nun durch den Fund von Sutton Hoo weiter bekräftigt.

[29] Lit. bis 1954 bei P. E. Schramm, Herrschaftszeichen und Staatssymbolik I, 1954, S. 198 ff. (K. Hauck) und 238 ff. (W. Berges und A. Gauert), und bei K. Hauck, Jb. f. fränk. Landesforschung 14, 1954, S. 9 ff. Dazu weiter Chambers-Wrenn, aaO, 1959, S. 508 ff., 611 ff.

[30] s. etwa Seyler, aaO, S. 81: „Der eigentliche wappenmäßige Schild ist zunächst der oben abgerundete, sog. **normännische** Reiterschild, welcher im Anfange des 13. Jhs. dem Dreieckschilde Platz macht." Zu der für die Geschichte der mittelalterlichen Heraldik überraschend weittragenden Frage, ob der „sogenannte normännische Schild" nicht in der Tat normannischer Herkunft war, habe ich in dem Teil der Untersuchung

Frankreich und England auf die Ausbildung der aristokratischen Formen des Hochmittelalters einen bedeutsamen Einfluß ausgeübt haben.

Es sei vielmehr hier die Frage gestellt: können jenen skandinavisch-englischen Tier-Helmen – ob man sie „symbolisch" oder „magisch" oder „kultisch" zu nennen habe, bleibe zunächst offen – im kontinentalen Überlieferungsbestand irgendwelche Analoga an die Seite gestellt werden?

Die Funde scheinen uns hier beinahe im Stich zu lassen. Jedenfalls sind auf dem Kontinent bisher keine Helme ans Licht gekommen, die genau dem Typus der Vendel-Eber und ihrer oben erwähnten Gegenstücke entsprechen würden.

Wie verfehlt aber ein Schluß *ex silentio* auf das Fehlen vergleichbarer Eberhelme wäre, beweist schon der Helm, den – Jahrhunderte vor der Vendelzeit – ein keltischer Krieger auf einer der Silberplatten des Kessels von Gundestrup trägt [s. Abb. 15]. Über diesen zwar isoliert vor uns liegenden, jedoch darum nicht weniger beweiskräftigen Fund werden wir noch zu sprechen haben (u. S. 160 f.).

Auch sonst fehlte es auf dem Kontinent nicht an Ebersymbolik. Ein Paar großer Eberzähne, durch Silber zu einer mondsichelartigen Figur vereinigt, die in einem reich ausgestatteten Kriegergrab aus dem späteren 4. Jh. in Monceau-le-Neuf (Dép. Aisne) gefunden wurden, hat Joachim Werner als Helmzier gedeutet:[31] dieses 18 cm breite, 13 cm hohe Stück sei auf der Scheitelhöhe eines Lederhelms, mit der Stirnseite schräg nach vorn geneigt, befestigt gewesen. Ein ähnliches Stück, aus einem spätrömischen Grab im Unterelsaß,[32] war nach Werner gallische Arbeit des 4. Jhs. Wir werden solcher „Teil-Symbolik" auch im weiteren noch begegnen. Der Unterschied gegenüber den nordisch-englischen Eberhelmen ist immerhin recht beträchtlich.

Wenn aber archäologische Spuren von Eberhelmen (oder was man etwa so nennen könnte) auf kontinentaleuropäischem Boden im Mittelalter spärlich gesät sind,[33] so bieten uns für diesen Mangel sprachliche Zeugnisse reichen Ersatz.

Stellung genommen, den ich hier aus Raumgründen zurückziehen mußte. Ich hoffe diese Erörterung und ihre Konsequenzen für die Schild-Heraldik indessen bald vorlegen zu können.

[31] Acta Archaeologica 20, 1949, S. 248 ff.; dort S. 250, Abb. 3, 9.

[32] ib., S. 252, Abb. 5. Zum Vorkommen einer ähnlichen Eberzahn-Symbolik schon in der dänischen Bronzezeit und später s. Verf., Germanisches Sakralkönigtum I, 1945/53, S. 97 ff. und Tafel V.

[33] Mykenische Eberzahnhelme haben in unserem Fragezusammenhang füglich außer Betracht zu bleiben. Über sie etwa F. Matz, Kreta-Mykene-Troja, 1956, S. 67, 107, 126 und Tafel 108 (freundlicher Hinweis von Herrn Dr. Roman Stiglitz, Wien).

Denn sowohl das Kontinental-Germanische wie auch das Englische und das Nordische überliefert uns eine beträchtliche Reihe von Personennamen, die die Erinnerung an Eberhelme bezeugen. So ist im deutschen Raum der Namentypus *Eburhelm, Ebarhelm, Eberhelm, Everhelm* vom Elsaß bis nach Flandern, aber u. a. auch in Bayern bezeugt.[34] Dem entspricht in England *Eoforhelm*,[35] im Norden wohl (mit einem anderen, synonymen Grundwort und also nicht daraus entlehnt) der Männername *Jógrimr*[36] (**Jǫfurgrimr* < **Eƀurgrima*R).[37]

Der Sinn dieser Namen kann ursprünglich nur ein bahuvrihischer gewesen sein, d. h. der Namen bezeichnete seinen Träger nach einem besonders markanten oder wichtigen Besitztum. Solche Bahuvrihinamen sind im Germanischen sehr häufig.

Natürlich heißt dies keineswegs, daß jeder, der im Mittelalter den Namen *Eberhelm* trug, noch einen Eberhelm besessen haben müsse. Wohl aber muß dieser Name (ehe er dann konventionalisiert und früher oder später sinnentleert wurde) Männer bezeichnet haben, die solche Helme im Besitz hatten, und zwar als ein für wesentlich gehaltenes Besitztum.

Es mag als Warnung vor eilfertigen Schlüssen *ex silentio* gebucht werden, daß hier in eine Fundlücke der Archäologie die Zeugenschaft des Namenbestandes eintreten darf. Im übrigen ist daran zu erinnern, daß Helmfunde aus jenem Zeitraum überhaupt verhältnismäßig sehr selten sind, ohne daß man deswegen an der Existenz von Helmen zweifeln könnte, die ja schon durch das Weiterleben des Wortes *Helm* (schon gotisch *hilms*, urgerm. **helmaz*) bewiesen wird.

Der Personennamen *Eberhelm* aber wird gestützt durch eine ganze Sippe semasiologisch analoger Männernamen aus fast allen Teilen des germanischen Gebietes. Ich nenne hier nur die alt- und mittelhochdeutschen Namen *Arahelm, Arhelm, Arnhelm*[38], *Bernhelm*[39], *Wolfhelm*[40]: sie alle schon in „vorheraldischer" Zeit sicher belegt. Im Norden – wo bereits der Thorsberg-Helm ein maskenartiges Visier trägt[41] und später Masken-Helme sowohl archäologisch wie literarisch nachgewiesen sind[42] – entsprechen jenen altdeutschen Namenbildungen die Namentypen: *Arngrim*, der auf Adlerhelme hindeutet, *Bjarngrim*, dem deutsch *Bernhelm* gegenübersteht, so wie das oben genannte *Jógrim* (<**Eƀurgrim-*). **Ulfgrim* erscheint in den (sehr reichhaltigen) Sammlungen von E. H. Lind nicht, dafür aber häufig *Grimolfr*, dazu altschwed. *Grimulf*, altdän. *Grimulw*.[43] Diesen skandinavischen *grim*-Namen entsprechen im Altdeutschen die Männernamen *Arngrim, Argrim*,[44] die wie *Ar[n]helm* (s. o.) auf Adlerhelme hinweisen; *Berengrim, Peragrim*,[45] die *Bernhelm* entsprechen und auf Bären-(masken-)helme deuten, und außer *Eburgrim*[46] auch *Wulfgrim*.[47] In England entsprechen dem die Namen *Earngrim*,[48] *Beornhelm*[49] und *Wulfhelm*.[50]

[34] s. Förstemann, Altdeutsches Namenbuch I², 1900, Sp. 443.

[35] s. W. G. Searle, Onomasticon anglo-saxicum, 1897, S. 229.

[36] s. E. H. Lind, Norsk-isländska dopnamn ock fingerade namn från medeltiden, 1905–1915, Sp. 647.

[37] Kaum, wie man früher meinte, zu an. *jó-* „Roß" (>**ehva-*); vgl. Assar Janzén in: Nordisk Kultur VII, S. 83 f., mit Anm. 354 und 356.

[38] s. Förstemann, aaO, Sp. 137, 140.

[39] ib. Sp. 270, auch 263.

[40] ib. Sp. 1653.

[41] Abb. z. B. bei J. Brøndsted, Danmarks Oldtid III, 1940, S. 204, Fig. 200.

Nun ist freilich bei zweigliedrigen germanischen Personennamen immer zu fragen, ob ihre beiden Namenglieder nicht bloß zufällig, ohne semasiologische Bedeutung, zusammengefügt worden seien, wie dies in zahllosen Fällen geschehen ist, was z. T. aus dem Gebrauch, je ein Element aus dem väterlichen und dem mütterlichen Namen zu einer neuen Einheit zu verbinden, abgeleitet werden kann.[51]

Doch weist nicht nur die Tatsache, daß keineswegs alle denkbaren Namenelement-Kombinationen belegt sind, sondern nur manche, diese aber meist häufig, darauf hin, daß bei der Namenbildung durchaus nicht bloßer Zufall oder Willkür herrschte. Sondern „Primär-Bildungen" d. h. solche, bei denen der Sinngehalt für ihre Schaffung maßgebend war, werden zumindest in vielen Fällen daran erkennbar sein, in welcher Weise ihre Elemente sonst variiert werden, d. h. in welchen Varianten-Systemen sie auftreten.

[42] s. Stjerna, aaO, S. 107; Hjalmar Falk, Altnord. Waffenkunde (= Skrifter, utg. av Videnskapsselskapet i Kristiania, 1914, II. Hist.-filos. Kl., 2. Bd., Abh. 6), S. 164 f.; dort auch über den Terminus *grima*.

[43] s. Lind, aaO, Sp. 359. Dieser Typus könnte möglicherweise vom natürlichen Wolfskopf (vgl. *Isegrim*) hergeleitet sein. Eine solche Ableitung wird bei *Arngrim* – *Arnhelm, Beragrim* – *Bernhelm* usw. (s. u.) nicht möglich sein.

[44] s. Förstemann, aaO, Sp. 139, resp. 137 (*Argrim* kaum zu *arga* zu stellen, wie das Förstemann, ib., Sp. 144, vorschlägt).

[45] ib. Sp. 262, 269.

[46] ib., Sp. 441.

[47] ib., Sp. 1651. Dagegen scheint *Hrafangrim* nur einmal belegt (ib., Sp. 873).

[48] s. Searle, aaO, S. 213.

[49] ib., S. 101, und 541.

[50] ib. S. 510 f.

[51] Zu dieser grundsätzlichen Frage und zur Unterscheidung von „Primär-" und „Sekundär-Bildungen" s. Verf., Über die Grenzen semasiologischer Personennamenforschung, in: Festschrift für Dietrich Kralik, 1954, S. 26 ff.

Dieses Prinzip gewährt uns auch bei der vorliegenden Gruppe einige Anhaltspunkte.

Im Skandinavischen, im Englischen und im Kontinentalgermanischen nämlich erscheint ein Namentypus, der auf eine wesenhafte (nicht etwa nur okkasionelle) Sakral-Funktion germanischer Helmformen hinweist.

Allbekannt ist der Name *Anselm*. Seine ältere Form war *Ansehelm* (u. a. 545, 600 und 610 belegt).[52]

Das erste Glied ist zweifellos das Wort *ans-*, das im Nordischen lautgesetzlich *áss* „Ase" lautet und im germanischen Heidentum ein göttliches Wesen bezeichnete. Noch Jordanes hat in seiner Gotengeschichte die gotische Form *Ansis* mit *„semidei"* umschrieben.[53]

Die Variationsparallelen dieser Namen geben uns weitere Hinweise:

Den Namentypus *Godohelm* (ahd. *Gotahelm, Cotahelm* usw.)[54] könnte man trotz semasiologischer Schwierigkeiten vielleicht für eine aus christlicher Zeit stammende Bildung halten.[55] Ausgeschlossen aber ist das bei den Namen *Raganhelm, Raginhelm, Reginhelm* usw.,[56] in deren ersten Teil eine frühgermanische Bezeichnung göttlicher Mächte aufgenommen ist, die nicht nur im altnordischen *Ragnarøk* „Götterdämmerung" vorliegt, sondern auch schon in dem urnordischen (runischen) *raginaku[n]d-*: „von Göttern stammend".[57]

In England haben diese Namen wenige Gegenstücke, und sicher sind jene deutschen Formen nicht als englischer Import anzusehen. Vielleicht ist ags. *Godel* aus **Godhelm* herzuleiten,[58] während *Asgrim* und *Osgrim*[59]

---

[52] s. Förstemann, aaO, Sp. 128.

[53] Getica XIII, 78 (ed. Mommsen S. 76, Z. 13). Über die Anwendung dieser Bezeichnung auf die gotischen *proceres* (gemeint sind damit, wie der Context zeigt, die Amaler) werde ich eingehend im II. Band meiner Untersuchung „Germanisches Sakralkönigtum" zu sprechen haben.

[54] s. Förstemann, aaO, Sp. 681.

[55] Doch deutet das *-a-* der Kompositionsfuge auf ein relativ hohes Alter der Bildung. Anders etwa die „unechte", d. h. mit einem Genitiv gebildete, Komposition der Namen *Godasscalc, Cotesthiu*, s. Förstemann, aaO, Sp. 688 ff. (daneben nur vereinzelt *Coteshelm, Godascalc*, ib. Sp. 688, resp. 684).

[56] s. Förstemann, aaO, Sp. 1233.

[57] Auf dem schwedischen Runenstein von Noleby (Västergötland, vor oder um 600; vgl. Krause, Runeninschriften im älteren Futhark, 1937, S. 518 ff. [96 ff.]). Dazu Hávamál, Str. 80: an. *reginkunnum*.

[58] s. Olof von Feilitzen, The Pre-Conquest Personal Names of Domesday Book, Uppsala 1937, S. 263.

[59] s. Searle, aaO, S. 74, 374.

nordischer Herkunft sein dürften. Neben *Ans[h]elm* erscheint hier auch *Oshelm*.[60]

Der Norden bietet als semasiologisches Gegenstück zu jenen Namen nur *Asgrim*, das in Island schon in der Landnahmezeit (9/10. Jh.) häufig war,[61] auch in Schweden belegt ist,[62] während es in Dänemark zu fehlen scheint.[63] Interessant ist es, daß die kontinentalgermanischen Personennamen mit *-helm* im Norden so gut wie keine Gegenstücke haben.[64] Dagegen ist *Asgrim* im Skandinavischen sicher autochthon.[65]. Es handelt sich offenbar um unabhängige Parallelbildungen, geschaffen auf Grund gleichsinniger sachlicher Gegebenheiten. –

Wir haben also zwei Reihen von Personennamen vor uns, die uns für die fundarmen Frühgeschichtsepochen Aufschlüsse über die Vorgeschichte der hochmittelalterlichen heraldischen Helme geben können:

Auf der einen Seite die ursprünglich bahuvrihischen Namen, die auf Tier-Helme hinweisen wie *Eburhelm, Arnhelm, Bernhelm, Wolfhelm*, auf der anderen Seite die Namen, die auf eine Sakralbindung deuten (*Ansehelm, Godahelm, Raginhelm* usw., s. o.).

Es ist nun zu fragen, ob diese beiden Typen-Reihen getrennt zu betrachten seien, oder ob jene Maskenhelme selber kultisch waren.

Man kann die Frage auch so stellen: waren die Helme mit Eber-, Adler-, Bären-, Wolfs-Symbolen „profan" (etwa nur zur ästhetischen Zierde oder

---

[60] ib., S. 71 und 374; dazu v. Feilitzen, aaO, S. 338, unter *Os-*.

[61] s. Lind, Dopnamn, Sp. 70 ff.

[62] s. Assar Janzén, aaO, S. 257, 264.

[63] s. G. Knudsen, M. Kristensen, R. Hornby, Danmarks gamle Personnavne I, 1936–40, Sp. 66.

[64] Lind, Dopnamn, Sp. 536, s. v. *-hialmr* nennt nur *Sighidlmr* (fingierter Name eines norwegischen Sagenkönigs, ib., Sp. 879) und den seit dem 12. Jh. ins Norwegische entlehnten Namen *Vilhialmr* (aus ndd. *Wil[i]helm*).

[65] Unter den von Lind, aaO, Sp. 360 f., genannten Personennamen mit *-grímr* als Zweitglied, nämlich **Aðal-, Arn-, Ás-, Auð-, Biarn-, Eld-, *Ey-, Haf-, Hall-, Her-, Hialm-, Hildi-, *Jarn-, Jó-, Kol-, Skalla-, Stein-, Þór-grím*, könnte noch der letzte als Zeugnis für „Gott-Helme" angeführt werden. Doch kann, angesichts der großen Masse von Namen mit *Þór-* (s. ib. Sp. 1134–1218), hier immerhin eingewendet werden, es könne sich dabei um eine Sekundärvariation ohne Primärbedeutungsprägung handeln. Auch bei *Ásgrim* könnte, da das Element *Ás-* in Namen ebenfalls sehr häufig ist (s. ib., Sp. 60–93), ein analoger Einwand erhoben werden. Welche unter den Namen mit *Þór-* und *Ás-* Primärbildungen gewesen sind und welche nicht, das läßt sich nur auf Grund semasiologischer und religionshistorischer Erwägungen vermuten. Ein Gegenargument sehe ich gerade bei *Asgrim* nicht, während die Gegenstücke wie *Anshelm, Godahelm, Raginhelm* (s. o.) und vielleicht auch *Godalgrim* (Förstemann, aaO, Sp. 687), *Alfgrim* (ib., S. 68), eventuell *Megingrim* (ib., Sp. 1076) als semasiologische Parallelen genannt werden dürfen.

zwecks bloßer Abschreckung so ausgestattet) – oder waren sie sakral? Das heißt: waren jene Zeichen geheiligte Bilder, die den Helmträger in eine Wesensbeziehung zu höheren, zu göttlichen Mächten bringen sollten?

Unsere Zeit, der sakrale Bilder in weiter Erstreckung fremd geworden sind, wird sich solchen Fragen nur zögernd und vielleicht nicht ohne bewußten oder unbewußten Widerwillen öffnen. Und doch darf die Feststellung dieser Seite des historischen Tatbestandes ebensoviel wissenschaftliche Aufmerksamkeit beanspruchen wie die stoff- und formgeschichtlichen Zusammenhänge.

Einige Teil-Antworten wurden schon oben angebahnt: Über die Helm-Eber, die dem Beowulf-Dichter so wichtig sind, sagt er einiges aus, was offenbar nicht bloß seine persönliche Meinung war, sondern einen überpersönlichen Glauben jener Zeit ausdrückt:

Der Eber auf dem Helm „hält Wache" über den Helmträger (V. 305 f.)[66]. Und die „Schweinbilder" auf Beowulfs Helm sollen die Wirkung haben, daß Schwerter den Helm nicht zerschneiden können (V. 1453 f.): sie sollen also magischen Schutz üben.[67]

Eine Stelle des Epos, die wir bisher aufgespart haben,[68] scheint uns aber noch weiter zu führen: Beowulfs Helm war von *frēawrāsnum* (Dat. Plur.) umgeben (V. 1451). Dieses Wort haben die neueren Herausgeber entweder als „herrliche Reifen"[69] oder ähnlich,[70] oder aber als „Herrn-Band"[71] gedeutet.

Aber ags. *frēa* muß nicht die (appellativische) Bedeutung „Herr" haben. Die selbe Lautgestalt müßte auch ein altenglisches Gegenstück des Götternamens zeigen, der im Altwestnordischen *Frey*, im Altostnordischen *Frø* lautete.[72]. Dann würde die Bezeichnung von Beowulfs Helm *befongen frēawrāsnum* zu übersetzen sein: „von Frey-Bändern umfangen".

Dazu mag darauf verwiesen werden, daß die Vendel-Helme, von denen

[66] s. o. S. 142 f.

[67] s. o. S. 143 ff.

[68] s. o. S. 144.

[69] s. Hoops, Kommentar zum Beowulf, S. 172, zu V. 1451.

[70] s. Stjerna, aaO, S. 106, („praktband"); Klaeber, aaO, 1950, S. 334: „splendid chain or band" (vgl. auch ib., S. 462); Wrenn, aaO, 1959, S. 251: „lordly chain or band"; R. Jente, Anglist. Forschungen 56, 1921, S. 91: „diademartiger Zierat".

[71] s. Stjerna, aaO, S. 100: „... omgjordad med herrebandet."

[72] urgerm. *frawǒn, s. Sievers-Brunner, Altengl. Gramm., 1942, § 277, Anm. 2; vgl. got. *frauja* „Herr"; runenschwed. *fraui*, s. J. de Vries, An. Etym. Wb., S. 142, s. v. *Freyr;* zu Jacob Grimms Deutung s. u. – Die altschwed. Monophthongierung des *-au-* übrigens erst um 1200, s. Noreen, Altschwed. Gramm. § 123, 2.

oben[73] die Rede war, auf den horizontalen, den Kopf umschließenden Metall-Bändern Relieffiguren tragen, die z. T. unbezweifelbaren kultisch-mythischen Charakter tragen: In dem bekannten Bild eines Reiters auf dem Vendel-Helm aus Grab I, der, mit einem Vogelhelm (Adlerhelm?) bedeckt und von Vögeln geleitet, seinen Speer gegen eine Schlange senkt, sahen und sehen die allermeisten Forscher ein Bild des Gottes *Wodan-Oden*, das, in mehrfacher Wiederholung, diesen Helm schmückte [s. Abb. 5].[74] Aber auf dem selben Helm erscheint, auf dessen anderer Hälfte, auf dem Horizontalband noch eine zweite, ebenfalls mehrfach friesartig wiederholte Reiterfigur, die eine Ebergestalt auf dem Helm zeigt [s. o. und Abb. 4–6].[75]

Viele Forscher, so auch die ersten Bearbeiter des Vendel-Fundes, T. J. Arne und Hj. Stolpe, haben die Meinung vertreten, diese beiden Reiterbilder sollten die selbe Persönlichkeit, also *Wodan-Oden*, darstellen.[76] Ich möchte, im Gegensatz dazu, vermuten, daß diese zweite Reiterfigur einen anderen Gott darstellen will, nämlich *Frø*, dessen Symbol-Tier vor allem der Eber war.[77] Dann figurierten die beiden schwedischen Hochgötter, *Oden* und *Frø*, als Schützer und Heilsmächte auf diesem berühmten nordischen Helm.

Jacob Grimm, der von den lange nach seinem Tod aufgefundenen Vendel-Helmen noch nichts wußte, ist dieser Deutung jener Beowulfstelle schon sehr nahe gekommen: er übersetzte die ags. Worte *helm befongen Frêavrâsnum* als „galea ornata Frohonis signis".[78] (Grimm starb 1863, in Vendel wurde erst seit 1881/82 gegraben.)

[73] S. 144 ff.

[74] Abb. z. B. bei Stolpe-Arne, aaO, Pl. VI, Fig. 1 und 7; de Vries, aaO, II², Tafel XIII (nach S. 48); modernes Lichtbild nun in Fornvännen 45, 1950, S. 11 ff., Fig. 6 und 7.

[75] s. Stolpe-Arne, aaO, Pl. V, Fig. 1 und 2. Die Bilder mit dem Eberhelm-Reiter über der rechten Wange des Helmträgers, die mit dem Vogelhelm-Reiter über seiner linken.

[76] ib., S. 13: „samma ryttare" (Z. 6 v. u.); ebenso in der französischen Ausgabe, Stockholm 1927: „le même cavalier" (S. 13, Z. 7 v. u.).

[77] Die Belege für Freys mythische und kultische Beziehungen zum Eber bei Jan de Vries, Altgerm. Religionsgeschichte I², S. 367, 407f.; II², S. 6, 178, 186f., 190f. Auch *Freyr* wird oft als Reiter vorgestellt (sein Roß *Blóðughófi* Skáldskaparmál 328, 6; s. Edda Snorra Sturlusonar, ed. Finnur Jonsson, 1931, S. 170; dazu auch *Fór Skírnis*, Str. 8 f.; über Rosse, die dem Frey geweiht waren, s. de Vries, aaO, I², S. 459). Ob man in der kleinen Figur, die auf dem Vendel-Helm das Roß dieses Reiters führt, eine der für *Frey* charakteristischen Diener-Gestalten (*Skírnir*; vgl. auch *Byggvir*, Lokasenna Str. 43 f., 56) zu sehen habe, bleibe hier offen.

[78] Dt. Mythologie⁴, I, S. 177. E. A. Philippson, Germ. Heidentum bei den Angelsachsen, 1929, S. 132 erklärt: „*Frēa* als angelsächsischer Gott hat nicht existiert" (S. 132); *frēawrāsn* deutet er als „ebergeschmücktes Diadem" und denkt dabei an *Ing*, nicht an **Frēa* (S. 133). Doch wie könnte *frēa-* „Eber" bedeuten?

Wenn diese Deutung das Rechte trifft,[79] dann darf der Eberhelm des Beowulf wohl als „Gotthelm" bezeichnet werden: ein Kultgegenstand von der Art, die in den Namen *Anselm*, *Gotahelm*, *Raginhelm* gemeint ist. Wie der Vendel-Helm ein Götter-Helm ist, geschützt und geweiht durch die Gestalten Wodan-Odens und Frøs, so wäre der Helm des süd-schwedisch-gautischen Fürstensohns Beowulf ein „Frø-Helm" gewesen.

Und dazu kommt nun ein deutsches Zeugnis, dessen Kenntnis wir ebenfalls Jacob Grimm verdanken: In einer Passauer Urkunde aus dem 9. Jh. (zwischen 818 und 838), die den Namen *Epurhelm* (*Aeparhelm*) enthält, steht daneben auch der Name *Frohelm*:[80] dies wäre das genaue Gegenstück zu dem eben erschlossenen „Frø-Helm" des Beowulf.

Dieses althochdeutsche Zeugnis ist um so bemerkenswerter, als der Gottname *Frô*, das deutsche Gegenstück zum altwestnordischen *Frey*, auf dem Kontinent sonst fast nur in Ortsnamen bewahrt zu sein scheint.[81] Der Name müßte aus heidnischer Zeit stammen. Aber das muß ja auch von den Männernamen *Ansehelm* und *Raginhelm* angenommen werden, wie oben ausgeführt.

So scheinen also archäologische, literarische und onomatologische Überlieferungen darauf zu deuten, daß wir in den frühgermanischen Tier-Helmen geheiligte, kultische Gegenstände zu sehen haben, deren „Zeichen" wir als sakrale Symbole ansprechen dürfen. –

Suchen wir nun die sozialen Funktionen der frühgermanischen Eberhelme zu überblicken, so zeigen die uns zugänglichen Belege das folgende Bild:

Einerseits ist der Eberhelm Zeichen des Fürsten: nordische Zeugnisse, die wir noch kurz zu besprechen haben, beweisen das.

[79] Der Plural von *frēawrāsnum* (Dat. Plur.) ist sachlich dadurch gerechtfertigt, daß jene Reliefbänder zusammengesetzt sind („sammansatta", K. Stjerna, aaO, S. 187 f.). Auch der Stirnreif des typologisch und historisch nahe verwandten Helmes aus Grab 6 von Valsgärde (bei Uppsala unweit Vendel, etwa von 750 n. Chr.), ist „aus zwei 4,7 cm breiten Eisenbändern zusammengefügt", s. Greta Arwidsson, Valsgärde 6, Uppsala 1942, S. 26. Im übrigen darf ich darauf aufmerksam machen, daß auch bei antiken Helmen, die Andreas Alföldi eingehend mit den Vendel-Helmen verglichen hat, die Horizontal-Bänder magische Figuren trugen: s. Acta Archaeologica V, 1934, bes. S. 122.

[80] s. Grimm, Dt. Mythologie I⁴, S. 178, nach Traditiones Patavienses, Nr. 20 [= Monumenta Boica 28ᵇ S. 18]; s. nun Traditionen des Hochstiftes Passau, ed. M. Heuwieser (= Quellen und Erörterungen zur Bayerischen und Deutschen Geschichte, N. F. 6), 1930, S. 62, Nr. 73: Triftern, 818–838. Dort auch ein *Reginhelm*.

[81] s. die Belege bei de Vries, aaO, II², S. 168 f. Lautgesetzlich würde ahd. *Frô* genau awn. *Frey* und ags. *Frēa* entsprechen.

Anderseits aber war der Helmeber gemeinsames Symbol von Krieger-Gruppen, die gewiß, wie Beowulfs Gefolgschaft, hohen sozialen Rang hatten. Und vermutlich war das Symbol dort markantes Kennzeichen dieser Gruppe, das sie von den Außenstehenden abhob – hingegen nicht Unterscheidungsmerkmal des Einzelnen innerhalb der Gruppe. Daß wir trotzdem auch innerhalb solcher Gruppen, denen ein heiliges Symbol gemeinsam war, noch individualisierende Einzelausprägungen annehmen dürfen, läßt sich vermuten.[81a]

Zunächst noch einige Worte über den Eberhelm als Fürstenzeichen:

Der junge Beowulf trägt nach dem Tod seines Vaters *Ecgþeow* einen solchen Helm. Sein verstorbener Vater wird *ordfruma* genannt (V. 263), das etwa „Oberherr" bedeutet (Klaeber: „leader, chief"; Wrenn: „leader in the battle front, chieftain"), aber vielleicht nicht als „Fürst" zu übersetzen ist. Doch Beowulfs Mutter war nach dem Epos die Schwester des Gautenkönigs *Hygelāc* (V. 373ff., 408 usw.), der mit dem historischen *Chochilaicus* (s. Gregor v. Tours III, 3; vor 520) identisch ist. Manches spricht dafür, daß Beowulfs Vater ursprünglich zum Stamm der *Wendlas* gehörte, in dem man die Einwohner des schwedischen Vendel bei Uppsala, also der Stätte der Vendel-Helme, zu sehen habe.[82] Offenbar aber war es nicht die Vorstellung des Dichters, daß der junge Beowulf, der erst später, längere Zeit nach seinem Grendel-Sieg, die Königswürde bei den Gauten (*Gēatas*[83]) erlangt, seinen Helm schon als auszeichnendes Fürstensymbol getragen habe.

Anders in der altnordischen, besonders nach Schweden weisenden Tradition. Die Heldensage berichtete hier, wie der Schwedenkönig *Aðils* dem Norwegerkönig *Áli*, den er in der Schlacht tötete, den Helm namens *Hildisvin* (d. i. „Kampfschwein") abnahm, der auch *Hildigǫltr* (d. i. „Kampfeber") genannt wird.[84] In dem eddischen Gedicht *Hyndluljóð*

[81a] Vgl. Verf., Germ. Sakralkönigtum I, 1952, S. 306f.

[82] Darüber Lit. bei Hoops, Kommentar zum Beowulf, S. 51 und 59, zu V. 263, resp. 348, und Chambers-Wrenn, aaO, 1959, S. 512ff. Dazu soeben F. Wild in: Moderne Sprachen, Schriftenreihe, Heft 6, 1961, S. 3ff.

[83] Daß in den *Gēatas* nicht die Gauten, sondern die Jüten zu sehen seien, wurde mehrfach erörtert, doch von vielen Forschern nachdrücklich bestritten, s. Hoops, aaO S. 43 f., zu V. 195, und nun Chambers-Wrenn, aaO, S. 8 ff., 333 ff., 401 ff., 417 f.

[84] Snorra Edda, I 394; ed. Finnur Jonsson, 1931, S. 140, Z. 11 und 15. Nach dem „Beowulf" (V. 2379 ff.; dazu etwa Hoops, aaO, S. 254 f.) war *Onela* [= an. *Áli*] der Oheim des *Eadgils* [= an. *Aðils*] und vor diesem selber König der Schweden (nicht der Norweger!). Dieses Verwandtschaftsverhältnis mag der Geschichte näher stehen als die von Snorri (auch Ynglingasaga, cap. 29) vertretene Version.

wird der Eber der Göttin Freyja *Hildisvíni* genannt[85]: Er sei von Zwergen „angefertigt“ worden (... *gørðo ... dvergar tveir*). Und das Gleiche wird von Freys Eber *Gullinbursti* gesagt[86]: ihn haben Zwerge in einer Schmiede gemacht – eine zunächst recht bizarr anmutende Vorstellung. Der Zusammenhang des mythischen mit dem von Schmieden hergestellten Gott-Eber wird aber wohl der sein, daß der metallene Helmeber mit dem heiligen Tier des Gottes mythisch und kultisch „identifiziert“ wurde.[87]

Der Eberhelm des Königs Áli, dann Aðils, wird als Königs-Symbol anzusehen sein, wie auch der in der selben Tradition genannte Ring *Sviagrís*[88] – wörtlich: „Schweden-Ferkel“ – offenbar ein mit einem Schweinbild versehenes Kleinod war, das, nach dem Bestimmungswort „*Svia-*“ zu urteilen, als Wahrzeichen oder Herrschaftssymbol des schwedischen Königtums galt: also ein Königs-Ring, wie wir solche als Königsabzeichen auch sonst mehrfach kennen.[89] Ausdrücklich sagt Snorri, der diese Überlieferung offenbar genau kannte (wohl von seiner Schwedenreise her), daß diesen Ring schon die Vorfahren König Aðils' besessen hatten.[90] Und ganz gewiß war es weder Zufall noch Willkür, daß dieser schwedische Königsring das Sinnbild des

[85] Str. 7, 7.

[86] Snorra Edda 340 f.; ang. Ausg. S. 122 f.: Herstellung in der Schmiede; die Einzelheiten sind wohl jüngere Ausschmückung.

[87] Der Name *Gullinbursti*, „der Goldborstige“, könnte sehr wohl ebenfalls in den realen Bereich weisen, denn auf vielen alten Helmen des Nordens waren – vergleichbar den griechischen Helmkämmen – Federn oder aber Borsten als Zier (oder „Symbol“?) angebracht. Dazu etwa Alföldi, Acta Archaeologica V, 1934, S. 99ff. und P. Post, 34. Bericht der Römisch-Germanischen Kommission, 1951–1953, S. 148. Ein solcher Kamm von Borsten (oder Federn?) war auch schon auf den Helmen von Viksø vorhanden (s. u.). Hjalmar Falk verweist darauf, daß schon der Skalde Þormóðr Trefilsson in den *Hrafnsmál* (um 1012), Str. 1, einen Kampfhelm als *enn gollbyrsti valgǫltr* bezeichnet: s. Altnord. Waffenkunde S. 159f. Damit wird einerseits das Vorkommen solcher vergoldeter Borsten als Helmschmuck erwiesen (und dies doch wohl auf einem als Eberrücken gestalteten Helm-Kamm, wie ihn die Funde der Vendel-Zeit zeigen; anderseits deutet die Ausdrucksweise dieses Skalden auf eine absichtliche mythische Identifizierung des realen Eberhelms mit dem mythischen Gott-Tier, wie wir sie oben vermutet haben.

[88] Snorra Edda, I, 394 f., ang. Ausgabe, S. 140, Z. 16; 141, Z. 10, 18.

[89] s. P. E. Schramm, Herrschaftszeichen und Staatssymbolik, S. 77, 757, 901, u. ö., s. S. 1144 (Register), s. v. Ring. Es bleibt zu erwägen, ob dieser mit einem Schweinsymbol verbundene Ring möglicherweise eine Kombination gewesen sein könnte, wie sie die Standarte aus dem Fürstengrab von Sutton Hoo zeigt: ein Ring und darauf das Tiersymbol (dort ein Hirsch), s. Schramm, aaO, Tafel 18f. Also kein Fingerring? Übrigens darf man wohl den nordischen Personennamen *Hringr als* Bahuvrihibildung auffassen, s. Verf., Germ. Sakralkönigtum I, S. 191 f., Anm. 410.

[90] aaO, 396; ib. S. 140, Z. 16f.: *gullhringr sá, er kallaðr var Svíagrís, er átt hǫfðu langfeðgar Aðils.*

Schweines trug: leitete doch das schwedische Königsgeschlecht der *Ynglingar* seinen Ursprung vom Gotte *Yngvi-Frey* her, dessen geheiligtes Tier der Eber war.[91]

Wir wissen nicht, welche Sondermerkmale diese schwedischen Königskleinode ausgezeichnet haben mögen und dadurch den Königshelm von anderen Eberhelmen unterschieden. Aber daß im Nordischen das alte Wort für Eber: *jǫfur-* (das lautgesetzlich älterem **eƀur-* entspricht) nicht mehr für das Tier, sondern allein nur noch in der Bedeutung „Fürst“ gebraucht wird,[92] bildet ebenfalls einen einprägsamen Beweis dafür, wie tief diese Herrscher-Symbolik der Ynglingen-Könige, die in Schweden und in Norwegen herrschten,[93] in der Vorstellungswelt Skandinaviens verwurzelt war.

Gleichwohl darf behauptet werden, daß schon in der Vendelzeit der Eberhelm nicht ausschließliches Symbol der Könige oder Fürsten gewesen sein kann. Denn auf dem einen Preßblech von Torslunda, das zumindest ungefähr jenem Zeitraum entstammt, sind es ja z w e i (völlig gleich ausgestattete) Krieger, die neben- oder hintereinander stehen und beide mit Eberhelmen ausgerüstet sind [s. o. Abb. 2]. Ich sehe keinerlei Anlaß, etwa dabei an den König und seinen ältesten Sohn (oder dergleichen, etwa Doppelkönige?) zu denken. Wäre der Eberhelm damals alleiniges Königsvorrecht gewesen, so wäre solche Zweiheit unmöglich. Vielmehr wird man in diesen Eberhelmen ein Gemeinschafts-Symbol einer Krieger-Gruppe zu sehen haben – wie ich vermute, von strukturell ähnlicher Art wie die Vogelhelm-Träger, von denen auf dem Reliefstreifen des Vendel-Helms aus Grab XIV auf der rechten Helmseite je zwei in einer Gruppe dargestellt waren, auf der linken aber sogar je fünf in einer Reihe, in offenbar absichtlicher Uniformität der Ausstattung aller fünf Figuren.[94]

[91] s. o. (bes. Anm. 77).

[92] s. etwa J. Fritzner, Ordbog over Det gamle norske Sprog II, S. 243; Sveinbjörn Egilsson – Finnur Jónsson, Lexicon poëticum antiquae linguae septentrionalis², 1913–1916, S. 329.

[93] Die Streitfrage, ob die norwegischen *Ynglingar* aus Schweden (Uppsala) gekommen seien, ist hier nicht zu erörtern.

[94] s. Stolpe-Arne, aaO, Pl. XLI, Fig. 4 und 7, resp. 1; dazu ib. S. 53 f. mit Fig. 13. Die Wiederholung dieser Reliefbilder ist wie die auf dem Vendelhelm aus Grab I aufzufassen. Für unsere Frage ist es wichtig, daß auf dem Helm aus Grab XIV je 2, resp. je 5 Krieger auf derselben Platte als eine kompositorische Einheit dargestellt sind. (Über die Tatsache, daß bei der Gruppe von 2 Vogelhelm-Kriegern der Vordere gegenüber dem Zweiten ausgezeichnet ist durch einen Gegenstand am Mundwinkel, den man früher für einen Schnurrbart hielt, während ich darin einen – symbolischen – Hauer sehen möchte, u. zw. als eine „partielle“ Ebersymbolik, wie sie auch sonst nachweisbar ist, darüber vgl. Verf., German. Sakralkönigtum I, S. 97ff. mit Tafel V; vgl. o. Anm. 32. Wenn diese Deutung richtig ist, dann ist in dem Vorderen wohl ein

Dies aber entspricht bemerkenswert genau der (in der Schilderung des Dichters in keiner Weise differenzierten) Ausstattung von Beowulfs 14 Gefolgsmannen mit Eberhelmen (s. o.).

Man darf gewiß annehmen, daß nicht nur in der Dichterphantasie, sondern auch in der Wirklichkeit die kriegerische Gefolgschaft eines Jünglings aus fürstlichem Geschlecht, der an einen fremden Königshof zog, durchwegs aus „auserwählten" Männern bestand, die eine feste Gemeinschaft bildeten – wohl in der Regel durch einen Eid verbunden. Wenn sie gleiche Ausstattung trugen, so darf dies als symbolischer Ausdruck ihrer Gemeinschaft angesehen werden – und zugleich wohl auch als ein Ausdruck der gemeinsamen Bindung an gemeinsame Heilighaltung (wie sie ja auch ein Gefolgschafts-Eid voraussetzte).

Nicht aber dürfen wir ohne weiteres in einem solchen Zeichen ein in den Familien der einzelnen Gefolgschaftsmitglieder vererbbares Sippenwappen sehen.

Darin liegt ein grundlegender Unterschied gegenüber den Schwein-Symbolen des Ynglingen-Geschlechtes, von denen wir oben zu sprechen hatten. Doch auch in dieser Königssippe, die sich vom Eber-Gott herleitete, trug wohl nur der jeweils Herrschende ein besonderes, den König auszeichnendes Ebersymbol (Königs-Ring, Königs-Helm: s. o.).

Will man die Symbol-Helme der Gefolgsmannen Beowulfs als „Wappen-Helme" ansehen, dann nur als „Gefolgschafts-Wappen", nicht als „Sippen-Wappen".

Auch dies wäre ein wesentliches Ergebnis – denn Gemeinschafts-Symbole von Kriegergruppen haben ja auch im späteren Mittelalter und seiner Heraldik eine wichtige Funktion, die der der Sippen-Wappen als eine nicht minder bedeutsame Ausdrucksform der Sozialordnung an die Seite zu stellen ist.

Wenn Beowulf selbst, wie manche Forscher vermutet haben, aus schwedischem Fürstengeschlecht stammte,[95] dann mag sein vom Dichter besonders eingehend geschilderter Eberhelm als Familienwappen angesehen wor-

Führer oder vielleicht ein Fürst zu sehen. Die Reihe der 5 Vogelhelm-Krieger auf der linken Seite des selben Helmes [rechts und links vom Beschauer] aber ist durchaus uniform.)

[95] s. o. Anm. 82; besonders wenn sein Geschlecht, die *Wægmundingas*, aus Vendel stammte (Lit. aaO), wäre sein Eberhelm mit denen von Vendel unmittelbar zu vergleichen, und böte einen besonders einleuchtenden Beleg für die Geschichtstreue der Schilderung des „Beowulf". Anderseits beweisen der Helm von Benty Grange sowie die geographische Verbreitung der Männernamen vom Typus *Eberhelm*, daß dieses Symbol nicht eine Besonderheit allein der Vendelkultur gewesen ist.

den sein – sei es, daß der Epiker dabei aus älterer Tradition schöpfte, sei es, daß er selber diese Anschauung hegte. Wie dem auch sein möge – daß seine Mannen das selbe Symbol trugen (vielleicht in einfacherer Ausführung), das bedeutet sicherlich, daß sie sich mit ihrem Gefolgschaftsherrn „in" diesem Zeichen verbunden fühlten.

Wir werden von solchen Gemeinschafts-Symbolen und, wie wir wohl sagen dürfen, „Gemeinschafts-Wappen" ganzer Krieger-Gruppen noch zu sprechen haben. Andreas Alföldi hat sie in glänzender Beweisführung soeben schon für das frühe 4. Jahrhundert n. Chr. nachgewiesen (s. u. S. 168 f.). Aber gleichzeitig darf daran erinnert werden, daß auch im Wappenbrauch der sog. „heraldischen" Zeit Wappensymbole von Kriegergruppen ebenso charakteristisch sind wie solche von Einzelpersonen und von Einzelfamilien.

Auf den besonderen Sinngehalt des Eber-Symbols, in dem sich chthonische und vegetative mit kriegerischen Potenzen verbinden, möchte ich hier nicht eingehen, da über diese Fragen eine aufschlußreiche Arbeit von Heinrich Beck (München) zu erwarten ist, auf die besonders hingewiesen sei. Daß die Eberwappen wirklich Sinn-Bilder, nicht „bloße Bilder" waren, wird sich auch von dieser Seite bestätigen.

III

Die größte Paradoxie, die in der hier begonnenen Konfrontierung frühgermanischer und hochmittelalterlicher Symbolformen liegt, dürfte jedoch nicht in der Behauptung beschlossen sein, daß schon in alter Zeit Wappenformen, speziell Wappen-Helme sowohl als Familienerbe wie auch als Kriegergruppen-Symbole bestanden.

Sondern das primär Paradoxe und zu skeptischer Kritik Herausfordernde wird wohl das Problem sein, ob zwischen den vor- und frühgeschichtlichen nordeuropäischen Symbolformen und den hochmittelalterlichen ritterlichen Wappen denn wirklich ein realer Überlieferungszusammenhang angenommen werden dürfe?

Da dies die eigentliche historische Ausgangs- und Fundamentalfrage des hier angeschnittenen Problemkomplexes darstellt, so sei zunächst noch eine Typenreihe vorgelegt, die weitere Aufschlüsse zu dieser Frage zu geben vermag.

Ich wähle zu diesem Zwecke einige Formen von Hörnerhelmen, die mir einen solchen konkreten Überlieferungszusammenhang zu erweisen scheinen:

Eine der allerverbreitetsten und wohl auch bekanntesten heraldischen Formen des Mittelalters, aber auch noch der Neuzeit bilden Helme, die zwei große, meistens recht kühn geschwungene Hörner tragen.

Bei sehr vielen dieser Hörner nun fällt es auf, daß sie – im Gegensatz zur Form natürlicher Hörner – nicht in mehr oder weniger scharfen Spitzen endigen, sondern in Öffnungen auslaufen, die sich vielfach der Form von Trichtern nähern und oft an ihrem Ende auch sonst durch kleine Wülste o. dgl. besonders markiert sind.

In der mittelalterlichen Heraldik erscheinen solche Hörner (auf den erhaltenen Helmen in der Regel oder vielleicht sogar fast immer aus Metall, resp. Metallröhren geformt) in zahllosen Wappen. Wer Siebmachers großes Wappenwerk durchblättert, findet dort hunderte von Wappenhelmen solcher Art.

Der beschreibenden Heraldik hat ihre Form und Kennzeichnung nicht unerhebliche Schwierigkeiten bereitet. Man hat sie als „Füllhörner" bezeichnet, häufiger als „Elefantenrüssel",[96] wozu die erwähnte trichterähnliche Erweiterung an den Hörnerenden Anlaß gegeben haben wird. Ein Bild solcher sog. Elefantenrüssel (holländ. *olifants-trompen*) gebe ich hier nach Rietstaps bekanntem Handbuch[97] [Abb. 8]. Wohl jedes Bildwerk über Heraldik bietet weiteres reiches Anschauungsmaterial.

Dieser Formtypus ist für eine traditionsgeschichtliche Untersuchung deswegen besonders geeignet, weil er eine durchaus nicht so „naheliegende" Gestalt aufweist, daß man sie sich etwa ohne weiteres an verschiedenen Punkten unabhängig entstanden denken möchte. Vielmehr stellt er eine ebenso markante wie zweifellos nicht aus Natur-Formen entlehnte Figuration dar.

Hatten wir bei den Eberhelmen einen Schritt aus der Ritterzeit bis zurück ins 7. Jahrhundert n. Chr. wagen müssen, um einander ähnliche Helmformen, bzw. Helm-Symbole nebeneinander zu stellen, so führt uns dieser Typus von Hörner-Helmen noch wesentlich weiter in die Vergangenheit.

Auf einem Steinrelief des römischen Triumphbogens von Orange, der wahrscheinlich aus der Zeit des Tiberius stammt, ist unter vielen anderen Figuren der Kopf eines Helmträgers abgebildet, den man früher für einen germanischen Krieger hielt, jetzt aber als Kelten ansieht.[98] Dessen Helm

[96] S. etwa Sacken, Heraldik[7], 1906, S. 98; Galbreath, aaO, S. 136.

[97] J. B. Rietstap, Handboek der Wapenkunde, door C. Pama, 3. Aufl. 1943, S. 284, Afb. 52, 1.

[98] Zur Datierung dieses Triumphbogens s. Kähler bei Pauly-Wissowa, Real-Encyclopädie, 2. Reihe, 13. Halbband, Sp. 419f.; dort auch über die Deutung der betreffenden Figuren als Kelten. Abb. bei Daremberg-Saglio, Dict. II, S. 1438.

trägt zwei Hörner, die an den Enden nicht spitz sind, sondern in trichterähnliche Erweiterungen auslaufen [Abb. 9].

Während – wovon wir noch zu sprechen haben werden – der Gebrauch von Helmen bei den Germanen in jener Zeit (wie auch vorher und noch lange nachher) relativ selten war, finden wir bei den Galliern schon damals Helme häufig bezeugt. Diodor erwähnt unter den Teilen ihrer kriegerischen Ausrüstung als typische Stücke Metallhelme, auf denen sie Hörner oder Figuren von Vögeln oder von vierfüßigen Tieren trugen.[99]

Eine anschauliche Illustration zu diesen Worten bietet der Silberkessel von Gundestrup, der trotz des dänischen Fundortes in der jütischen Urheimat der Kimbern sicherlich dem keltischen Kunstkreis entstammt.[100]

Auf zwei Silberplatten im Inneren dieses Kessels (an dessen kultischer Funktion nicht zu zweifeln ist) sind Szenen dargestellt, in denen Träger solcher Helme auftreten:

Auf der einen Platte, die offenbar ein Menschenopfer schildert [Abb. 15], sind sechs gleich ausgestattete Krieger zu Fuß abgebildet. Hinter ihnen schreitet ein Einzelner, in dem man wohl einen Krieger höheren Ranges sehen darf als in jenen sechs „Uniformierten": auf dem Haupt trägt er einen Eberhelm, der der Typenreihe nahesteht, die wir oben besprochen haben. Im Gegensatz zu Beowulfs Eberhelm-Gefolge[101] scheint hier das Tragen des Eberhelmes eine Auszeichnung eines Hervorragenden zu bedeuten – was mit anderen nordischen und westgermanischen Zeugnissen wohl übereinstimmt (s. o.). Hinter diesem schreiten drei Hornbläser, deren Instrumente ebenfalls an eine Mitteilung Diodors gemahnen.[102] In der

[99] V, 30, 5; s. Diodori Bibliotheca Historica, ed. L. Dindorf, Leipzig 1828, I, S. 445: κράνη δὲ χαλκᾶ περιτίθενται μεγάλας ἐξοχὰς ἐξ ἑαυτῶν ἔχοντα καὶ παμμεγέθη φαντασίαν ἐπιφέροντα τοῖς χρωμένοις· τοῖς μὲν γὰρ πρόσκειται συμφυῆ κέρατα, τοῖς δὲ ὀρνέων ἢ τετραπόδων ζῴων ἐκτετυπωμέναι προτομαί. – Diesen Worten ist wohl zu entnehmen, daß die Hörner aus einer gemeinsamen Basis (einer metallenen Nachbildung des Cranium-Daches?) emporragten (s. συμφυῆ), und daß die Vogel- und Vierfüßer-Bilder aus Metall waren und [nur?] den oberen Teil des Tierleibes (προτομή bedeutet dies wohl eher denn „Kopf") darstellten. Dieser Typus mit halbem (oberen) Tierleib würde in etwa unseren Abb. 2, 4 und 5 entsprechen.

[100] Zur sehr umstrittenen Datierung, die zwischen dem 4./3. Jh. v. Chr. und dem 5./6. Jh. n. Chr. geschwankt hat, zuletzt H. Norling-Christensen in Analecta Archaeologica, Festschrift f. F. Fremersdorf, 1960, S. 247 ff., der an balkankeltisches Milieu um 300 n. Chr. denkt, während andere südgallische Arbeit annahmen. Auch Verf., Siegfried, Arminius und die Symbolik, 1961, S. 168 f.

[101] s. o. S. 142 f.

[102] aaO, V, 30, 5 (anschließend an den oben angeführten Satz): σάλπιγγας δ' ἔχουσιν ἰδιοφυεῖς καὶ βαρβαρικάς. Die in der Tat höchst „eigentümliche" Formung der Schalltrichter als Tierrachen mochte auf Griechen und Römer wohl barbarisch wirken.

oberen Reihe ziehen vier Reiter – also offenbar auch Höhergestellte als es die sechs uniformierten Fußsoldaten sind – und der erste trägt eine Vogelfigur auf dem Helm, der zweite ein vierfüßiges Tier, der dritte Hörner, während der letzte einen Kammhelm trägt.[103]

Unmittelbar neben den oben besprochenen Helm des Reliefs von Orange aber stellt sich der auf einer anderen Innenplatte abgebildete Helm: ein kniender Mann, der mit beiden Händen ein Rad anfaßt, trägt einen Helm mit seltsam geformten Hörnern [s. Abb. 16]. Es ist wohl kein Zweifel, daß dieses Rad ein symbolisch-kultisches Zeichen war, und daß die mächtige Gestalt, die das Rad gleichfalls anfaßt, eine Gottheit darstellt. So wird das Rad als Sonnensymbol, jedenfalls aber als Heiligtum, zu deuten sein. Dann aber ist der Knieende, der es mit beiden Händen berührt, ein Kultausübender oder er stellt ein göttliches Wesen dar, wie wir das, in anderer Weise, von dem Träger des Hirschgeweihes auf einer dritten dieser Silberplatten [Abb. 17] annehmen müssen.[104]

Mag der Kessel von Gundestrup aus den ersten Jahrhunderten nach oder vor dem Beginn unserer Zeitrechnung stammen: jedenfalls haben wir eine lange Reihe von Jahrhunderten zurückzugehen, um ein älteres Gegenstück an seine Seite stellen zu können, das in Form und Funktion so sehr damit übereinstimmt, daß ich dabei nicht an einen bloßen Zufall glauben kann.

Ebenfalls in Dänemark, in Grevensvænge bei Næstved auf Seeland, wurde im 18. Jahrhundert, zusammen mit anderen Bronzefiguren, die Statuette eines knieenden Mannes ausgegraben, der einen Helm mit zwei mächtigen „Hörnern" trägt – nämlich kühn geschwungenen Metallhörnern, die an den Enden offen sind [Abb. 10].[105] Konnte man bei dem Knieenden auf dem Gundestruper Kessel möglicherweise einen Zweifel hegen, ob die Verdickungen an den Hörnerenden nicht vielleicht Kugeln darstellen sollten, wie sie manchen Orts (so bei südfranzösischen Stierkampfspielen) Rindern an die Hörnerspitzen gesteckt werden,[105a] so widerlegt beim Helm von Grevensvænge der Augenschein jeden solchen Deutungsversuch: diese Bronzefigur, die jetzt im Kopenhagener Nationalmuseum steht, trägt nicht

[103] Vgl. etwa Brøndsted, Danmarks Oldtid III², 1960, S. 81, der in dem Helmtier des zweiten Reiters einen Wolf zu sehen glaubt, in dem des ersten einen Falken.

[104] Entweder ist diese Gestalt als der Gott *Cernunnos* anzusehen, oder vielleicht als ein Verehrer des Hirschgottes. Dazu Verf., Siegfried, Arminius und die Symbolik, 1961, S. 32ff., S. 168f.

[105] s. Brøndsted, Danmarks Oldtid II², 1958, S. 186ff. (auch 207f.), wo Näheres über den Fund. Die Abb. dort S. 189; Lit. ib., S. 299.

[105a] So u. a. auch auf dem Stierkopf von Store Vildmose bei Birkelse in Dänemark, s. Brøndsted, aaO, III², nach S. 84.

natürliche Hörner (oder deren naturalistische Nachbildung in Metall), sondern zwei hörnermäßig geschwungene Metallröhren mit sich etwas erweiternden offenen Enden. Ihre Ähnlichkeit mit den sog. „Elefantenrüsseln" unserer mittelalterlichen Heraldik ist gewiß sehr auffallend.

Doch helfen uns in diesem Fall die Fundumstände noch weiter.

Diese Figur gehört zu einer Gruppe von Gegenständen, die kurz vor 1780 zusammen ausgegraben wurden, aber später zum größeren Teil in Verlust geraten sind. Doch haben zwei damals lebende Altertumsfreunde, der norwegische Pfarrer Marcus Schnabel und der dänische Bibliothekar Chr. Brandt (beide 1780 verstorben), Zeichnungen des gesamten Fundes angefertigt, von denen ich hier die erste nach Johannes Brøndsted[105] wiedergebe [Abb. 11]. Es waren, als diese Figuren ausgegraben wurden, zwei solche Statuetten, offenbar eng zusammengehörend, vorhanden gewesen, die beide solche Hörnerhelme auf dem Kopf trugen und Beile in den Händen hielten, die eine archäologische Datierung in die Übergangsperiode von der Älteren zur Jüngeren Bronzezeit möglich machten – also etwa um 900 v. Chr.[106] Daß diese Beile als Kult-Gegenstände anzusehen sind, dafür spricht auch die knieende Stellung der beiden Behelmten.

Die knieende Haltung haben die beiden bronzezeitlichen Figuren aber mit dem Hörnerhelm-Träger auf dem Kessel von Gundestrup gemeinsam, von dem wir soeben zu sprechen hatten [Abb. 16], obwohl viele Jahrhunderte zwischen diesen beiden Fundgegenständen liegen.

Und daß die Kombination von Hörnerhelm und Kultbeil mit einer offensichtlich kultischen Körperhaltung bei den bronzezeitlichen Statuetten nicht etwa auf bloßem Zufall beruht, wird m. E. mit Sicherheit durch ein ebenfalls in Dänemark gefundenes Rasiermesser aus der Bronzezeit bewiesen, das Figuren zeigt, welche Beile und Hörner tragen und offenbar einen kultischen Tanz ausführen [Abb. 14]. Oscar Almgren, dessen bahnbrechendem Werk „Nordische Felszeichnungen als religiöse Urkunden" dieses Bild entnommen ist,[107] hat eine Reihe von bronzezeitlichen schwedischen Felszeichnungen neben dieses Bild gestellt, die es außer Zweifel setzen, daß es sich hier um Kultszenen handelt.[108]

[106] s. Brøndsted, aaO, II², S. 186; dazu die Zeittafel ib. S. 150.

[107] Deutsche Ausgabe, Frankfurt a. M., 1934, S. 13, Abb. 13c.

[108] Bes. ib. Abb. 14a, 15, auch 13b und 13a. Zu den Springer-Figuren (auf unserer Abb. 14 in halber Höhe, dazu aber deutlicher bei Almgren, Abb. 16a, b, und 17) s. Almgrens Text, S. 15f. Ob dazu die seltsam rückwärts gebogene Bronzefigur des Grevensvænger Fundes zu stellen ist? Jedenfalls wird man die Beinstellung der Figuren auf dem Bronzemesser weder als Herrscherstellung noch als normale primitive Sitzstellung auffassen können (vgl. Brøndsted, aaO, II², S. 188, 207f., 225f.).

Diese aus der römischen Kaiserzeit bis tief in die Bronzezeit zurückführenden, nicht bloß formtypologischen, sondern auch zugleich funktionsgeschichtlichen Zusammenhänge werfen aber auch ein klärendes Licht auf einen höchst merkwürdigen Fund, der 1942 im nördlichen Seeland aufgedeckt worden ist. In einem Torfmoor in Viksø bei Frederikssund (nordwestlich von Kopenhagen) wurden, auf eine alte Holzunterlage und eine Tonschale gesetzt und offenbar absichtlich im Torf deponiert, zwei Bronzehelme gefunden, deren einer hier abgebildet wird [Abb. 12].[109]

Diese Helme, heute im Kopenhagener Nationalmuseum aufbewahrt, tragen „Hörner" aus Metallröhren, die schon für diese Helme angefertigt und nicht etwa erst sekundär hinzugefügt sind.[110] Ein einzelnes, ganz ähnliches Metallhorn, offenbar auch ursprünglich zu einem Helm gehörend, wurde in einem Fluß im Kirchspiel Grevinge in Ods Herred in Nordwestseeland gefunden[111] und liefert den Beweis, daß die augenscheinlich als Opfergaben deponierten Helme von Viksø nicht als vereinzeltes Fremdgut anzusehen sind.

Wenn ihre technische Ausführung und Ornamentik auf enge Zusammenhänge mit der Hallstattkultur und der Villanovakunst hindeutet,[112] so ist damit noch nicht bewiesen, daß diese Gestaltungen, auch wenn sie aus Mitteleuropa nach Nordeuropa gekommen sind, nicht dort im Norden Heimatrecht gewonnen haben, und ein wesentliches und wichtiges Stück der nordischen Kultur geworden sind.

Denn außer den seeländischen Parallelfunden von Grevensvænge und

Da die Stellung mit untergeschlagenen Beinen, die der Geweihträger von Gundestrup [s. Abb. 17] zeigt, bei mehreren Darstellungen des keltischen geweihtragenden Gottes Cernunnos wiederkehrt (s. etwa P. P. Bober, American Journal of Archæology 55, 1951, S. 13ff.), so möchte ich es für sehr wahrscheinlich halten, daß hier, wie in anderen Fällen, eine sakrale Ritual-Haltung vom Verehrer auf den Gott übertragen wurde – und daß der Sinn dieser kultischen Haltung am ehesten der einer sakralen Meditation, einer Versenkung und Konzentration war – die sehr oft verbunden waren mit anschließenden Bewegungsriten (Springen, Tanzen: vgl. etwa M. Eliade, Schamanismus und archaische Ekstasetechnik, 1957, passim). Doch wie auch jene auffallenden Körperstellungen im einzelnen zu deuten sein mögen: jedenfalls möchte ich ihren Sinn im Kultischen suchen.

109 Nach J. Brøndsted, aaO, II², 1958, S. 187. Erste Fundbeschreibung von H. Norling-Christensen in: Fra Nationalmuseets Arbejdsmark, 1943, S. 5ff. Über die nahe typologische und chronologische Zusammengehörigkeit der Helme von Viksø und Grevensvænge s. Brøndsted, aaO, II², S. 186ff.

110 s. Norling-Christensen, aaO, S. 13.

111 s. ib. S. 11, mit Fig. 8. Dieses metallene Helmhorn hat am Ende einen fast genau ebenso gestalteten ringförmigen Metall-Wulst wie die Helme von Viksø. Auch das kann kaum Zufall sein.

112 s. Norling-Christensen, ib. S. 11ff.

Grevinge (s. o.) zeigen auch bodenfeste schwedische Felszeichnungen, daß solche gewiß höchst auffallende, kühn geformte, mächtige Hörner von Kultpersonen bei Zeremonien getragen wurden, die in Skandinavien ein festes Stück religiösen Lebens geworden waren.

Ich kann hier aus Raumgründen nur ein Gegenstück aus Schweden anführen, eine Felszeichnung aus Öster-Röd in Westschweden [Abb. 13]. Schon das Motiv, daß diese Mannsgestalt ein Schiff emporhält, beweist den kultischen Sinn dieser Bilder: denn Oscar Almgren hat diese Haltung an einer Reihe von schwedischen Felsbildern als typische Kultgebärde erwiesen, deren Gegenstücke er bis Ägypten verfolgen konnte.[113]

Es ist kein Zweifel, daß die Helme von Viksø der Bronzezeit angehören: H. Norling-Christensen, der die Statuette von Grevensvænge [s. Abb. 10] als eine wahrscheinlich heimisch-nordische Arbeit aus der Mitte der nordischen Bronzezeit ansieht,[114] hält die Helme von Viksø für wenig jünger,[115] Brøndsted datiert sie, wie gesagt, in die Übergangsperiode zwischen der Älteren und der Jüngeren dänischen Bronzezeit, d. h. um 900 v. Chr.[116]

Die vor- und frühgeschichtlichen Zwischenglieder, die wir oben besprochen haben, bilden also eine typologische Reihe, die von der Bronzezeit in die römische Eisenzeit um den Beginn unserer Zeitrechnung und von dort weiter bis zur adligen Heraldik unseres Mittelalters und der Neuzeit führt.

Die vorgelegten Zeugnisse wiegen um so schwerer, als ja im nördlichen Alt-Europa Helme nicht häufig gewesen sind und literarische Zeugnisse und Funddichte darin übereinstimmen, daß im germanischen Bereich Metallhelme zu den Seltenheiten gehört haben.[117] Wenn unter diesen verhältnismäßig so seltenen Objekten eine so bedeutende Anzahl von Hörnerhelmen, u. zw. solchen mit geöffneten Hörnerspitzen, vorkommt, so zeigt

113 aaO, S. 82f., mit Abbildung 3, 45a (unsere Abb. 13), b–d; dazu wohl auch ib. Abb. 5 (dort ganz links), 72 u. 156 (dazu ib. S. 333). Das ägyptische Gegenstück ib., Abb. 46, wozu ib. S. 49 und 83. Zur schematischen Darstellung des Tierschwanzes, der dem Helmträger von Öster-Röd angeheftet ist, vgl. Almgren, aaO, S. 346. Das Bild von Öster-Röd läßt nicht erkennen, wie die Hörnerenden gestaltet waren. Wichtig an dieser Felszeichnung ist für unseren Zusammenhang vor allem, daß, mag auch der Typus der Hörnerhelme (der mit offenen und der mit geschlossenen Hörner-Enden) aus dem Süden importiert sein, er doch jedenfalls schon in der Bronzezeit ein wesentlicher Bestandteil des nordischen Kultes geworden war.

114 aaO, S. 12.

115 ib.

116 s. o. Anm. 106.

117 Zum Zeugnis des Tacitus, Germ. 6: *paucis loricae, vix uni alterive cassis aut galea*, vgl. die bestätigenden Ausführungen von Rudolf Much, Die Germania des Tacitus, S. 93f. Dazu etwa Sprockhoff, Reallex. d. Vorgeschichte V, 1926, S. 290ff.

dies, daß einerseits Helme damals überhaupt noch etwas in irgendeinem Sinne „Exklusives" waren, daß aber anderseits unter den Inhabern dieser exklusiven Hauptbedeckung Hörner, und zwar gerade auch solche von dieser Sonder-Art, besonders hoch geschätzt waren.

Wenn nun diese Helme kultische, sakrale Gegenstände waren – wie das bei den Fundstücken von Viksø, Grevensvænge (dazu Öster-Röd) und Gundestrup voll gesichert erscheint: dann ist uns damit ein geistiger Faktor gegeben, der einen so extremen Konservativismus wohl begreiflich werden läßt. Denn geheiligte Gegenstände sind nicht nur weitgehend „unantastbar" (man mag es auch vielleicht „tabu" nennen) – sei es erhaltenswert im Einzelexemplar, sei es bewahrungswürdig (und daher wiederholungswürdig) im Typus. Sondern sie sind auch verehrungswürdig. Und daher wünscht man ihnen und ihrer Art lange Dauer.

Jeder Religionshistoriker weiß dafür schier unzählige Belege zu nennen – und etwa die durch drei Jahrtausende nachweisbare Kontinuität, die Almgren für eine ganze Reihe von Sakralmotiven der auf den nordischen Felszeichnungen dargestellten Kultszenen aufgewiesen hat, bildet ein zwar keineswegs isoliertes, gleichwohl aber höchst eindrucksvolles Beweisstück für solche geschichtliche Dauerkraft.

In unserem besonderen Fall darf noch gesagt werden, daß die Ursache für das Zustandekommen und die Beibehaltung der konkreten Gestalt dieses so dauerhaften Typus – Helmhörner mit offenen oder trichterförmigen Enden – keineswegs „naheliegend" oder aus praktischen Notwendigkeiten ableitbar ist.

Wohl möglich, daß man schon früh in diese Öffnungen Büschel von Blumen oder Federn zu stecken pflegte, wie das z. B. Seyler für manche hochmittelalterlichen Helme dieser Art nachweist.[118] Indessen sind die meisten repräsentativen mittelalterlichen Darstellungen von „Elefantenrüssel"-Helmen ohne solchen Schmuck und auch die alten Bilder dieser Hörnerhelme in Orange und Gundestrup zeigen keine solche Verzierung, die also damals weder als konstitutiv noch als wesentlich empfunden worden sein kann.

Wenn gleichwohl – obschon dieses Motiv weder naturnahe noch zweckmäßig noch schön noch unmittelbar sinnvoll erscheinen mochte – die Besonderheit dieser Helmhörnerform durch Jahrhunderte mit einer derartigen Zähigkeit beibehalten worden ist, so wird man das nicht als Zeichen eines blinden Eigensinns ohne Grund deuten wollen. Ich sehe nur die Möglich-

[118] Geschichte der Heraldik, S. 117 f., Abb. 83–85, u. ö.

keit, daß man diese Form beibehielt und sie immer neu reproduzierte, weil sie eben seit alters „da war", traditionell war – und seit uralten Zeiten eine hohe Würde besaß.

Eine solche Wertung wird man auch noch aus dem Vorkommen des „Elefantenrüssel"-Helms auf hunderten und tausenden von Wappenbildern und Grabdenkmälern des Mittelalters und der Neuzeit entnehmen müssen. Etwas Analoges ist wohl auch für die Tradition viel älterer Zeiten vorauszusetzen – sonst wäre die Formkonstanz der Helme von Orange, Gundestrup, Grevensvænge, Grevinge und Viksø wirklich nicht zu begreifen.

Rationell ist eine solche „Erklärung" ganz gewiß nicht und auch nicht rational im Sinne einer Ableitung aus Verstand oder Vernunft oder irgend einem Zweck. Aber wenn Zweckfreies beibehalten wird, weil es alt und schon dadurch verehrungswürdig ist, so ist die Kraft, die dabei wirkte und entscheidend war oder ist, jedenfalls eine geistige. Und sie muß sehr stark gewesen sein, sonst hätte sie nicht durch so viele Jahrhunderte wirken können und produktiv bleiben können.

Ich habe diese Form der Hörnerhelme mit geöffneten Hörnerenden nicht deswegen ausführlich besprochen, weil ihre symbolische Bedeutung besonders gewichtig oder einleuchtend wäre (dies scheint nicht der Fall zu sein) – sondern deshalb, weil hier die charakteristische formale Gestaltung einen besonders überzeugenden Beweis für einen tatsächlichen historischen Zusammenhang von Belegen bietet, die um viele Jahrhunderte auseinanderliegen. Und dieser Überlieferungszusammenhang wird noch überzeugender durch die Tatsache, daß die Träger dieser seltsamen Hörnerhelme in Grevensvaenge und in Gundestrup in knieender Haltung, die kultische Bedeutung haben muß, dargestellt sind, und andere, wie oben gezeigt, Kultattribute (Beile) gemeinsam haben.

Diese Momente zeugen für eine Kontinuität jener Formtypen seit vielen Jahrhunderten.

IV

Die räumlichen Grenzen, die der Untersuchung hier gezogen sind, verbieten mir, an dieser Stelle auch für andere Haupt-Typen, die der Formenwelt hochmittelalterlicher Heraldik und den Symbolgestaltungen der Früh- und Vorgeschichte gemeinsam waren, in analoger Weise einen materialen Überlieferungszusammenhang aufzuweisen – oder wenigstens zur Diskussion zu stellen. Dies muß einer Veröffentlichung vorbehalten bleiben, die ich bald vorlegen zu können hoffe. Ich übergehe also heute die z. T.

sehr ergiebigen literarischen, historischen, volkskundlichen, religionsgeschichtlichen, mythologischen, sprachlichen und archäologischen Zeugnisse, die hier zur Vor- und Frühgeschichte und anderseits weithingehend auch zur Wesens-Deutung einer ansehnlichen Reihe von heraldischen Haupt-Typen beigebracht werden könnten – so für den Symboltypus Adler, Löwe, Bär, Wolf, Roß, Hund, Stier, Hirsch, Schlange, Drache, Habicht, Falke, Rabe, Krähe, Schwan und eine Zahl anderer Tiere (oder Phantasie-Tiere), die in die Welt der Symbole Aufnahme gefunden haben. Ich muß mich an dieser Stelle auf einige sehr skizzenhafte Andeutungen und provisorische Hinweise allgemeinerer Art beschränken.

Zunächst scheint mir die Tatsache besondere Aufmerksamkeit zu verdienen, daß aus der scheinbar so uferlosen Masse mittelalterlicher und neuzeitlicher Wappenformen eine relativ kleine, ja überraschend begrenzte Zahl von Typen herausgehoben werden kann, die – an sich z. T. so wenig naheliegend und geistig plausibel erscheinend wie der Schweinskopf, der Eberhauer, die Trichterröhren u. a. – bemerkenswerterweise an den verschiedensten Punkten der europäischen Sozialsymbolik immer wieder auftauchen: und dies in nicht nur räumlichen, sondern auch in zeitlichen Abständen, die dem Historiker wesentliche Probleme stellen.

Ich glaube nicht, daß in allen solchen Fällen auf seelische Archetypen in dem Sinne rekurriert werden darf, daß hier Grundformen menschlicher Anschauung unabhängig voneinander an verschiedenen Stellen spontan aus dem Unbewußten emporsteigen. Zumindest dort, wo es um Überlieferung, Vergangenheitserbe, Anknüpfung an bewunderte Vorbilder und Vorfahren geht, ist nicht Neubeginn das Erstrebte und Antreibende, sondern Verbindung mit Gewesenem und Dauerndem.

So wird, wenn sich im Wappenwesen Haupt-Typen aus den Überlieferungsbeständen abheben, nicht so sehr die psychologische Frage nach Neuschöpfung, als vielmehr die historische Frage nach Erbschaftsübernahme die führende sein müssen. Das freilich schließt nicht aus, vielmehr ein, daß wir nach den seelischen Kräften fragen, die den Menschen zu solcher Übernahme getrieben haben.

Formgeschichtlich und stoffgeschichtlich werden sich für solche Betrachtungsweisen diejenigen Traditionsbestände als die zuverlässigsten anbieten, die in ihrer Gestaltung so markante Züge aufweisen, daß Zufall um so unwahrscheinlicher wird, je schärfer (und je weniger „naheliegend") solche Sonderausprägungen sind: Und besonders zuversichtlich werden wir

an einen „materialen" historischen Überlieferungszusammenhang in solchen Fällen glauben dürfen, wo uns charakteristische Motiv-Kombinationen entgegentreten.

So ist die merkwürdige Verbindung eines Helmhörnerpaares mit Vogelköpfen, welche an den Hörnerenden angebracht sind, ein Motivkombinat, das gewiß nicht „naheliegt" und als in hohem Grad markant angesehen werden muß.

Dieses Kombinat ist seit langem von einem der Preßbleche aus Torslunda auf Öland bekannt, die vermutlich aus der Vendelzeit stammen.[119] Dort trägt ein Waffentänzer, Teilnehmer einer Kultszene, einen solchen Helm. Es war eine wissenschaftliche Überraschung, als in dem 1939 entdeckten südostenglischen Fürstengrab von Sutton Hoo auf einem Helmblech ein Relief von zwei Kriegern auftauchte, die auf den Köpfen Helme mit gerade solchen Hörnern mit Vogelköpfen trugen.[120] Nun hat Andreas Alföldi in einer glänzenden Abhandlung[121] soeben den Beweis erbracht, daß dieses Symbolkombinat, das auch in den Feldzeichen verschiedener germanischer und keltischer Truppenkörper im römischen Heer des 5. Jahrhunderts abgewandelt wird,[122] als Symbol der germanischen Truppe der *Cornuti* der Ehre teilhaftig wurde, in den Kaiserschild Konstantins des Großen, unterhalb des Christogramms, aufgenommen zu werden – zur Anerkennung der entscheidenden Hilfe, die ihm diese *Cornuti* bei seinem welthistorischen Sieg am Pons Milvius (28. September 312) geleistet hatten.

Damit ist nicht nur eine formgeschichtliche Kontinuität erwiesen, die von der Kultszene auf dem schwedischen Torslunda-Relief und dem Fürstenhelm von Sutton Hoo, also vom skandinavischen und englischen 7. Jahrhundert, zurückreicht bis vor den Anfang des 4. Jahrhunderts und zu kontinentalgermanischen Kriegsscharen.

Sondern wir sehen, daß eine ungemein markante Symbolform, die in der Vendelzeit mit einer kultischen Funktion verbunden erscheint, u. zw. als „Schmuck" von Kulttänzern, bereits Jahrhunderte zuvor als Würdezeichen und Sinnbild einer ganzen Menschengruppe verwendet worden ist

---

119 Abb. z. B. bei de Vries, Altgerm. Rel.gesch. I², Tafel XI (nach S. 448), Mitte, links, oder bei P. E. Schramm, Herrschaftszeichen und Staatssymbolik I, Tafel 22 b.

120 Abbildung und Erörterung bei K. Hauck, Jb. f. fränk. Landesforschung 14, 1954, S. 9 ff., bes. S. 40 ff. (mit Fig. 6), wo die ältere Lit.

121 Cornuti: a teutonic contingent in the service of Constantine the Great and its decisive role in the battle at the Milvian Bridge, in: Dumbarton Oaks Papers 13, 1959, S. 169 ff.

122 s. Notitia Dignitatum, ed. O. Seeck, 1876, S. XXIII ff. Nr. 17 (vgl. auch 14–16), 38, 49–51, 59; dazu S. 12, Nr. 16, 18; S. 15, Nr. 9; S. 16, Nr. 16, 18; S. 20, Nr. 19. Weiteres ib. S. 115 ff.

– jener Elitetruppe, die mit Konstantins Sieg dem Christentum den Weg zur Staatsreligion öffnen half, so daß der Kaiser dieses Symbol auf seinem Schild unter das Christogramm setzte: die höchste Anerkennung, die diesem „Schildzeichen“ erwiesen werden konnte.

Der Gunst der Überlieferung, die die alte Handschrift der Notitia dignitatum bis ins 16. Jh. erhalten hatte, verdanken wir die Kenntnis, wie viele „barbarische“, d. h. germanische und keltische, Hilfstruppen im römischen Heer der späten Kaiserzeit jenes Symbol des Hörnerpaares mit den auslaufenden Tierköpfen in mancherlei Variationen als Sinnbild geführt haben.[123]

Obwohl uns dieses Zeichenkombinat somit zuerst auf Schilden, resp. als Schildzeichen, überliefert ist, und erst aus wesentlich späterer Zeit diese Vogelhörner als Helm-„Zier“ durch Funde belegt sind, leidet es m. E. keinerlei Zweifel, daß dieses Symbol der „*Cornuti*“ zuerst auf dem Kopf getragen wurde und erst später auf dem Schild.

Es scheint mir eine freilich verbreitete, aber durchaus sachwidrige und verwirrende Verfahrensweise, aus der Reihenfolge der – so oft zufälligen! – Funde auf eine genetische Reihenfolge der historisch vorhanden gewesenen Formen schließen zu wollen. Gerade weil dieses Verfahren so solide erscheint, haben sich viele Forscher darüber täuschen lassen, wie unlogisch Schlußfolgerungen solcher Art zu sein pflegen. Gerade wo ein Fund in quantitativer Hinsicht vereinzelt ist (wie z. B. der von Torslunda, ehe man die Gräber von Vendel und Sutton Hoo aufgedeckt hatte), ist um so eindringlicher zu fragen, ob nicht seine Struktur, seine Typologie und Morphologie darauf hinweise (oder doch hindeute), daß dieses Einzelobjekt nur als Glied einer historischen Reihe und Reihen-Folge verstanden werden könne. Gegenüber solchen Methoden ist die Gleichsetzung von Aufgefundenwerden und Existierthaben, von Nichtbewahrtsein und Nichtexistierthabenkönnen durchaus irreführend.

Die oftmals fast wie ein Axiom oder doch wie eine zuverlässige praktische Faustregel behandelte Überzeugung, daß bei einem Vorkommen desselben Symbols auf Schild und Helm der Schild das primäre, das ursprüngliche „Substrat“ gewesen sein müsse, ist weder beweisbar noch sinnvoll.[124]

---

123 s. die vorige Anm. Unter den Tierköpfen spielen dabei Vogelköpfe eine besondere Rolle, aber nicht in einer solchen quantitativen Übermacht, daß daraus der Primat des Vogel-Typus hergeleitet werden könnte. Alföldi, aaO, Tafel III, Fig. 9, stellt dazu eine Pferdemaske (jetzt im National Museum of Antiquities zu Edinburgh) mit Hörnern, die in Vogelköpfe auslaufen.

124 Ich verzichte darauf, hier aus der heraldischen Fachliteratur die zahlreichen Belege für diesen Grundsatz zusammenzustellen. Die Konsequenzen, die man aus ihm

Um bei dem Wahrzeichen der *Cornuti* zu verbleiben: ganz gewiß ist es wahrscheinlicher, daß diese Hörner, die durch die Überlieferung als so symbolkräftig ausgewiesen werden, zuerst auf dem Kopf getragen wurden und erst dann (eben weil sie „symbolisch“ waren!) auf den Schild, als Schildzeichen, übernommen wurden.

Die erste, primäre Verwendung aber war dann die als Kultmaske – welche eine magische oder eine sakrale Wesensbeziehung zwischen dem Maskenträger und dem mit der Maske Gemeinten, durch die Maske Symbolisierten herstellen und zugleich zum Ausdruck bringen sollte.

Das heißt nun keineswegs, daß der Sinn und die Funktion der Maske eine naturalistische Verhüllung und Vortäuschung gewesen sein müsse. Ganz im Gegenteil!

Gerade unnaturalistische, antinaturalistische Motivkombinate wie die hier in Rede stehende Verbindung von Hörnern mit Tierköpfen an den Enden erweisen durch ihre Verbreitung, ihre Typik und – nicht zuletzt! – durch ihre mehrfach nachweisbare hohe Würdestellung im religiös-sozialen Ordnungssystem, daß die Dynamik, die geistige Überzeugungskraft und Bindegewalt solcher Symbole keineswegs in einem Naturalismus oder einer möglichst engen Assoziierung an die räumlich-zeitliche Erfahrungswelt gelegen haben kann.

Wer die alten Symbolformen, die wir hier als die Vor- oder Frühformen unserer Wappen in Anspruch nehmen, unbefangenen Blickes beschaut, der wird einräumen müssen: kaum irgend eine von ihnen, auch keine von den „Maskierungen“, zielt auf naturalistische Illusion, auf Täuschung, auf Wirklichkeitsnachahmung. Im Gegenteil: diese Maskierungen und sonstigen seltsamen „Zeichen“ verfremden ihren Träger gegenüber der Alltagswelt, und wenn sie auf etwas „deuten“ und hinzielen, dann sind es eben Kräfte, Wirksamkeiten, geglaubte Wirklichkeiten, die außerhalb und oberhalb des naturalistischen Erfahrungsbereiches liegen (für welch letzteren alle naturnahen Menschen so scharfe Aufnahmeorgane zu haben pflegen).

---

ableiten zu dürfen meinte, sind für die Geschichte der Heraldik überaus folgenschwer gewesen. Ich nenne nur als Probe den Chronologisierungsversuch in der vielbenützten „Heraldik“ von E. v. Sacken (7. Aufl., S. 7): Man könne die Geschichte der Heraldik in drei Perioden einteilen: Erstens die Zeit, „in der allein der Schild mit seinem Bilde das Wappen darstellte (vom 11. bis zum 13. Jahrhundert): die Heraldik des Schildes. Es ist die Zeit der Entwicklung der Heraldik“. – Zweitens die Periode, „wo der Helm mit seinem Schmuck dazu kam“: die „Zeit der Blüte der Heraldik vom 13. bis Ende des 15. Jahrhunderts“. – Drittens die Zeit, „wo der heraldische Schild etwas ganz Abgesondertes ist, nicht mehr wirklich getragen wird“.

Eben in diesem Hinzielen auf eine höhere Welt, als es die unseres Alltags ist, scheint mir der Sinn, die Kraft und auch die Dauerkraft dieser Symbolgebilde zu liegen.

Und noch ein Zweites dürften die bisher erwähnten historischen Zeugnisse lehren:

Man gewinnt kein primäres, kein historisch entscheidendes Kriterium, wenn man als Wesensmerkmal und wissenschaftliches Begriffsmerkmal für eine sachliche Einteilung der Wappensymbole das Moment wählt, ob ein solches Symbol an einem Einzelnen, einer Familie, einer Heeresgruppe, oder einem Sozialrang haftete. Vor allem scheint sich in solcher Weise kein zuverlässiges chronologisches Kriterium gewinnen zu lassen, das eine saubere Sonderung historischer Zeit-Schichten ermöglichen kann.

Die soziale „Zuteilung" eines Symbols (oder Symboltypus) an eine Sozialgruppe oder aber an ein Individuum scheint in alten Zeiten, aber auch noch in der Frühzeit der sog. „heraldischen" Epoche, nicht mit jener systematischen Trennungsschärfe vorgenommen worden zu sein, die der wissenschaftliche Systematiker und Ordner an seinen Beobachtungsgegenständen gerne vorfinden möchte. Vielmehr erscheinen da die Grenzen in mehr als einer Hinsicht fließend. Um das hier nur an ein paar Beispielen zu zeigen: Der Eberhelm war einerseits Fürsten-Zeichen, anderseits Gemeinschaftssymbol von Gruppen (Gefolgschaften), dann aber auch gemeinsames Familienwappen ganzer Sippen, wie der oben genannten finnländischen *Svinhufvud* und so vieler anderer Adelsgeschlechter des nördlichen Europa. Anderseits sagt schon Tacitus von den *Aestiern* am Ostufer der Ostsee, deren Sitten und Gebräuche nach ihm suebischen nahestehen sollen, daß sie statt [?] Waffen Eberbilder trugen, die ihre Träger gegen alle Gefahren schützten:[125] eine bemerkenswerte funktionelle Übereinstimmung mit den angelsächsischen Eberhelmen und anderen germanischen „Gott-Hel-

[125] Germania, cap. 45: ... *dextro Suebici maris litore Aestiorum gentes adluuntur, quibus ritus habitusque Sueborum, lingua Britannicae propior, matrem deum venerantur insigne superstitionis formas aprorum gestant: id pro armis omniumque tutela securum deae cultorem etiam inter hostis praestat. rarus ferri, frequens fustium usus* ... Wenn Eisenwaffen hier selten sein mochten, so konnten die Eberzeichen doch nicht wohl „statt" einer Bewaffnung getragen werden (vgl. o. *fustium*). Waren die schützenden *formae aprorum* Amulette oder aber vielleicht Eberkappen (die keineswegs von jedermann getragen worden sein müßten, sondern vielleicht nur von *rari*)? Dann wäre ihr Gebrauch „statt" Waffen so zu verstehen, daß man ihnen, über ihre technische Schutzwaffenwirkung hinaus, als Wichtiges die magische Schutzkraft zuschrieb, die sie auch im Kampf durch ihre Weihung an die Göttermutter bewähren sollten: ein Analogon böten jene oben besprochenen germanischen Eberhelme und Gotthelme.

men".[126] Doch ist es sehr wohl möglich, das die Aestier Eberbilder auch als Feldzeichen verwendeten (vergleichbar u. a. den römischen Heerzeichen in Ebergestalt[127]) und dann allerdings gewiß in Mehrzahl.

Diese Konstanz aber läßt uns auch die Tatsache begreifen, daß diese an sich so festen und dauerkräftigen Symboltypen ihrerseits nicht allein auf nur je ein einziges „Substrat" beschränkt blieben, sondern – eben weil sie als heiltragend und machterfüllt galten – entweder auf Feldzeichen, auf Fahnen und Standarten einzelner Kriegergruppen, oder auch als Wahrzeichen einzelner Familien oder Familienzweige, anderseits auch einzelner Individuen erscheinen, überdies aber auch auf deren Helmen oder auf Helm und Schild, manchmal auch auf Schild und Roßausrüstung, oder aber auf allen diesen „Substraten" oder auf fast allen.[128]

Es ist hier nicht der Ort, um diese Art von „Variabilität" an mehreren Einzelbeispielen als typisch zu erweisen. Doch sei immerhin daran erinnert, daß etwa angelsächsisch *cumbol* (*cumbor*) „Feldzeichen" bedeutet,[129] wozu sich die althochdeutschen Glossen *khumbalporun* (eigentlich „Zeichenträger") für *cohortes* und *chumbarra, chumberra* für *tribus* (= „die um ein Zeichen vereinigte Volksschar"[130]?) gesellen, während altnordisch *herkuml* Zeichen auf Helm und Schild bedeuten konnte,[131] das einfache *kuml* aber

[126] s. o. zu *Frôhelm* und *frēawräsn*, ferner *Raginhelm* usf. Wenn das Zeichen der Göttermutter hier ein Eber war (und nicht ein weibliches Schwein, wie sie u. a. in antiken Kulturen vorkommen, s. R. Merkelbach, Museum Helveticum 18, 1961, S. 95: eine *sus plena* für *Terra mater*), so liegt es nahe, in ihm ein Sinnbild ihres Gatten zu sehen – so wie am anderen Ufer der Ostsee der Gatte der *Fröja-Freyja* (die auch *sýr*, „Sau", genannt wird) der oft in Ebergestalt gedachte *Yngvi-Frey* war: der Name ihres (von Zwergen „angefertigten"!) Ebers *Hildisvíni* aber ist identisch mit dem des schwedischen Königshelmes *Hildisvín* (s. o. S. 154 f.). – Wenn der Gewährsmann des Tacitus eine Übereinstimmung aestischer Sitten und Bräuche mit germanischen feststellen zu können glaubte (s. o.), so wird eine solche Übereinstimmung zwischen dem West- und Ostufer der Ostsee wohl auf germanischen Einfluß über das Meer hin deuten – wie später der finnländische Adelsname *Svinhufvud*. – Der Plural *aprorum* in der Aussage des Tacitus (s. o. Anm. 125) könnte eine Mehrzahl kultischer Eberbilder für verschiedene Truppenkörper oder für verschiedene Einzelpersonen meinen.

[127] s. Plinius, NH X, 16, über die Legionsadler, neben denen vor Marius als Feldzeichen vier andere zur Seite standen: *lupi, minotauri, equi aprique singulos ordines anteibant*. Vgl. auch A. Weitnauer, Kelt. Erbe in Schwaben u. Baiern, 1961, Fig. 107 f.

[128] Vgl. z. B. die Darstellungen des Grafen Diepold in der Hs. des Gedichtes Petrus de Ebulo, o. S. 138, wo der Eber teils auf Helm und Schild [s. Abb. 1], teils auf Fahne und Pferdedecke erscheint (in der selben Hs.).

[129] s. W. Berges und A. Gauert bei Schramm, Herrschaftszeichen, besonders S. 247 ff.

[130] s. Much, Die Germania des Tacitus, S. 110, zu cap. 7.

[131] s. Fritzner, Ordbog I, 800, s. v. mit einem Beleg aus der Olafssaga Helga, wo die Krieger des Königs ihre Helme und Schilde vor der Schlacht mit Zeichen versehen (um einander zu erkennen – oder aber mit Kreuzzeichen als Heilszeichen?).

auch das Grabmal und sogar Runensteine (für Tote) bezeichnet hat, wie dies durch zahlreiche Runeninschriften bezeugt wird.[132] Das Gemeinsame, was diese scheinbar so disparaten Bedeutungen verbunden hat, und den semasiologischen Übergang von der einen zur anderen Wortbedeutung geistig ermöglichte, kann wohl nur die Bedeutung „geheiligtes Zeichen" gewesen sein. Diesem Gemeinsamen gegenüber müssen die („äußerlich" so überaus handgreiflichen!) Unterschiede zwischen Feldzeichen, Grabzeichen, Runenstein, Schildzeichen und Helmzeichen als minder wesentlich zurückgetreten sein. Jan de Vries macht darauf aufmerksam, daß eine dreifache Bedeutung „Laubbüschel" – „Heerzeichen" – „Grabmal (Grabhügel)" auch bei germ. *þufa* vorliegt.[133]

Diese und vielerlei andere Belege scheinen mir zu beweisen, daß im Bewußtsein jener alten Zeiten keine unübersteigbare geistige Trennungslinie zwischen den Symbolen der Heeresgruppen, der Einzelkrieger (Helm-„Zierden") und sogar der Totendenkmäler bestanden haben kann. Was jene Grenzen überbrückte, weil es ein Gemeinsames, u. zw. geistig Gemeinsames war, das muß als wesentlicher empfunden worden sein denn der Unterschied zwischen einem Runenstein und einem Helmbusch, zwischen einem Schildzeichen und einer Standarte. Dies Gemeinsame aber kann wohl nur der „Zeichen"-Sinn gewesen sein – doch wiederum nicht der visuell-räumliche (denn ein Grabstein und ein Helmbusch haben ja nicht das geringste Visuelle gemeinsam!), sondern allein das Geistige an solchen „Zeichen". Das jedoch kann nur in ihrem Symbolcharakter und ihrem Sakralcharakter gelegen haben – das heißt: darin, daß alle diese so völlig verschieden aussehenden Gebilde ihr Wesentliches darin hatten, daß sie auf ein Höheres, Unsichtbares und dabei Wichtiges hindeuten, es „bedeuten" und zugleich mit ihm in Wesensbeziehung stehen.

Erst auf dieser Seins-Ebene kann ein Gemeinsames so verschiedenartiger Gegenstände wie Totenmal und Helmfigur, Schildzeichen und Standarte, Runenstein und Heerbanner sinnvoll erscheinen.

Hingegen scheint in der Art der Überlieferung keine sachliche Verheißung zu liegen, daß eine konsequent „strenge" Beschränkung solcher Symbole auf einen einzigen Sozialbereich bestanden habe – also (wenig-

[132] s. L. Jacobsen und E. Moltke, Danmarks Runeindskrifter, Sp. 676 f., s. v. *kumbl*.

[133] Altnord. Etymol. Wörterbuch, 1961, S. 333 f. und 626. Ob die Bedeutung „Laub-Büschel" gegenüber „(Helm-)Busch" primär sei, kann vielleicht bezweifelt werden. Helmbüsche sind ja nun schon für die Helme von Viksø vorauszusetzen, s. o. Dazu W. Berges und A. Gauert bei P. E. Schramm, Herrschaftszeichen und Staatssymbolik I, 1954, S. 247 ff.

stens für eine bestimmte Epoche) nur auf Gefolgschaften oder nur auf Einzelfamilien oder nur auf ganze Heereskörper usf.

Wenn es sich – sowohl für die „vorheraldische" als auch für die „heraldische" Zeit – herausstellt, daß hier keine scharfen Abgrenzungen der Erscheinungsbereiche des Symbols bestanden haben (und daß also auch zeitliche Periodeneinteilungen auf solcher Grundlage wohl nicht möglich und sachgemäß sind): so ist damit natürlich keineswegs gesagt, daß es nicht von großem wissenschaftlichen Interesse sei, genau festzustellen, auf welche Gebiete einerseits der möglichen „Substrate" (Standarte, Helm, Schild, Fahne, Pferdedecke usw.[133a]) sich die Symbole jeweils konzentrieren, anderseits und insbesondere aber auch, an welche geschichtliche Gemeinschaften und Sozialfunktionen sich die einzelnen Symbole jeweils gebunden haben – also an Familien, Gefolgschaften, Stämme, Staaten, Städte, oder auch an Einzelpersonen oder an „Ämter".

Ich möchte vielmehr mit Nachdruck betonen, daß mir gerade solche Geschichtszeugnisse besonders unmittelbare und tiefe Einblicke in das innere Gefüge der Sozialstruktur, der Gemeinschaftsordnungen zu gewähren scheinen. Die Sozial-Symbole eröffnen in den Geist wie in die historischen Strukturzusammenhänge der sie tragenden Gemeinschaften bisweilen sehr unerwartete Einsichten.

Wo aber solche Sinngebilde geheiligt sind, da wird die gemeinsame Teilhabe an ihnen ein gemeinsames Werthaft-Geistiges offenbaren, das zu den höchst real wirksamen „Wirklichkeiten" des Geschichtslebens gehört.

Von welcher Art die Heiligtümer sind, denen man Ehre und Verehrung erweist, das kann uns die Geistesart der Verehrenden ahnen lassen. Für eine geistesgeschichtliche Betrachtung der Sozialgeschichte können deshalb die Sozialsymbole wahrhaft „aufschließend" sein.

Auch noch im hohen Mittelalter, und weit darüber hinaus, kann ein echtes Symbol beleidigt werden, kann gekränkt und verhöhnt werden.

[133a] Unter den Geschenken, die Beowulf von König Hrōðgār erhalten hatte (V. 1020ff.) und die er nach seiner Heimkehr seinem Oheim Hygelāc übergibt (V. 2152ff.), nennt der Dichter an erster Stelle *eafor hēafodsegn* (V. 2152; dem entspricht V. 1021: *segen gyldenne*). Es ist umstritten, ob diese Worte zu lesen seien: „einen Eber, das Haupt-Zeichen", oder „ein Eberhauptzeichen", worunter ein Eber-Banner oder ein Eberkopf-Banner zu verstehen wäre (dazu Lit. bei Hoops, aaO, S. 236; Klaeber, aaO, S. 206). Damit vergleiche man, daß, wie oben ausgeführt, auch Graf Diepold von Schweinspoint das Ebersymbol auf Helm, Schild, Fahne und Roßdecke führte. Solches Vorkommen des gleichen Symbols auf verschiedenen „Substraten" ist nicht erst eine Errungenschaft des Hochmittelalters. Über ags. *eoforcumbul* (Elene, V. 259) als Eberbanner vgl. Hoops, aaO, S. 236. Ferner W. Berges und A. Gauert bei Schramm, aaO, S. 245, und o. Anm. 5.

Und „in“ ihm wird sowohl der Träger des Symbols beleidigt – sei es ein Einzelner oder eine Gemeinschaft –, zugleich aber auch die übergeordnete Wirklichkeit oder Macht, welche jenes Symbol „bedeutet“, auf die es hindeutet – und mit der es zugleich in einer Wesensbeziehung steht. Wer die Fahne oder das Wappen oder aber den Gesandten eines Landes oder eines Herrschers beleidigt, der beleidigt die Macht, die den Gesandten ausgesandt hat. Die Wesensbeziehung zwischen Symbol und Symbolisiertem ist theoretisch bemerkenswert schwer zu fassen[134] – doch ist es nicht minder bemerkenswert, daß der menschliche Geist normaliter ohne weiters befähigt ist, unmittelbar und naiv sogleich zu begreifen, was es heißt, „in“ einer Landesfahne ein Land zu beleidigen oder „in“ einem Gesandten den König.

Wer, wie so viele Heraldiker, dem Wappen nach Ursprung und Wesen nur den Charakter eines Unterscheidungsmerkmales zuerkennen will, dem muß ein historisches Ereignis wie der folgenschwere Streit zwischen Richard Löwenherz und Leopold VI. von Österreich beim Dritten Kreuzzug zu Akkon (1191), wo Richard Leopolds Banner abreißen, in den Kot werfen und mit Füßen treten ließ, unbegreiflich erscheinen. Aber das österreichische Banner war eben nicht nur „Unterscheidungszeichen“, sondern ein Wahrzeichen.

Unser Versuch, die Frage zu klären, ob zwischen den Gemeinschaftssymbolen der „heraldischen“ und der „vorheraldischen“ Zeit ein Geschichtszusammenhang, Überlieferungszusammenhang und Wesenszusammenhang angenommen werden dürfe, mag uns Anlaß geben, stets diese drei Dimensionen des Überlieferungsbestandes im Auge zu behalten: [1.] Die Kontinuität der „Stoffe“ (die sich merkwürdig weitgehend in „Typen“ gliedern, in „materiale“ Gruppen wie Eber, Drache, Schwan usw. usw.); [2.] die Kontinuität der Formen, die nach dem Wie der Ausgestaltung der einzelnen historischen Exemplare jener Typen zu beurteilen sein wird; [3.] die Kontinuität der Funktion, die darin bestünde, daß die historischen Symbole, die nach Stoff und äußerer Form zusammenzugehören „scheinen“, auch in ihrem Sinngehalt, ihrer Ortung innerhalb des Gesamtgefüges des historischen Lebens, ihrer geschichtlichen, kulturellen, geistigen Bedeutsamkeit, eine Übereinstimmung aufweisen, welche die Bezeichnung „Verwandtschaft“ (und nicht bloß „Ähnlichkeit“!) rechtfertigt.

Allerdings liegt gerade an diesem Punkt ein letztlich wohl metaphysisches Problem prinzipieller und methodologischer Art, das, wie ich glaube,

[134] Zur Diskussion der Frage der Wesensteilhabe des Symbols sehr lehrreich Hans Looff, Der Symbolbegriff in der neueren Religionsphilosophie und Theologie (= Kant-Studien, Ergänzungshefte, 69), 1955.

so wenig einer endgültigen Schlichtung und gütlichen Einigung zugeführt werden kann wie der Gegensatz zwischen Nominalisten und Realisten. Denn es geht hier (unter anderem) darum, ob nur die Einzelexemplare als echte Realitäten anerkannt werden, oder auch die „Typen“.

Unser Versuch, nachzuweisen, daß die Wappen des Mittelalters nicht aus dem Nichts entstanden sind, sondern eine „organische“ Fortbildung älterer Sozialsymbole bilden, impliziert natürlich eine Skepsis und Kritik gegenüber dem Bestreben, die „heraldischen“ Zeichen von den sogenannten „vorheraldischen“ praktisch und prinzipiell möglichst radikal zu trennen.

Es liegt da die Gefahr eines Zirkelschlusses: Man bezeichnet alle mit Wappen vergleichbaren Symbole vor 1125 (oder 1120? oder 1110?) als „vorheraldisch“ – und schließt dann, wenn sie vorheraldisch seien, könnten sie ipso facto nicht „heraldisch“ sein, könnten also eben keine „echten“, keine „wirklichen“ Wappen gewesen sein.

Einen eindrucksvollen Beleg für die impliziten Gefahren einer solchen Betrachtungsweise bildet die Beurteilung der Schildzeichen auf dem Teppich von Bayeux (verschieden gefärbte Kreuze, Drachenfiguren, wohl auch verschiedenartige Punkt-Konfigurationen): soweit man (mit Marignan u. a.) diese Darstellungen für ein Werk des späteren 12. Jahrhunderts halten zu dürfen meinte, hat man seine Schildfiguren recht unbedenklich der Heraldik und ihrer Morphologie zugezählt.

Nun sprechen aber schwerwiegende Argumente dafür, daß der Teppich fast unmittelbar nach 1066 entworfen und alsbald (in einheitlicher Gestaltung) ausgeführt ist.[135]

Sind dadurch nun die selben Zeichen, die man vorher als echt heraldisch angesprochen hatte, als in Wahrheit unheraldisch, als nicht „echte“ Wappen entlarvt?

[135] s. The Bayeux Tapestry. A Comprehensive Survey by Sir Frank Stenton (General Editor) [samt Mitarbeitern], London 1957. Dort besonders S. 33 f.: Der Teppich sei im Zusammenhang mit der Dedikation der Kathedrale von Bayeux (1077) und jedenfalls vor dem Sturz des Bischofs Odo (1082) entworfen und stilistisch einheitlich ausgearbeitet worden, was voraussetzt, daß der Künstler die Ereignisse und Zustände um 1066 gekannt und in seinen Bildern festgehalten hat. Über die Datierung in die „zweite Hälfte des 12. Jh.s“ u. a. H. Appelt in der Festschrift für J. F. Schütz, 1954, S. 237, mit Anm. 10 und 11. Dazu die Besprechung der deutschen Ausgabe von Stenton's Werk durch R. Drögereit in der Hist. Zs. 188, 1959, S. 352ff., der annimmt, der Teppich sei eine Sühnegabe König Heinrichs I. von England (1100–1135) für die Zerstörung von Bayeux im Jahre 1105 (s. ib. S. 355, Fußnote). Auch dann aber läge die Konzeption dieser Bilderfolge noch vor dem Zeitpunkt, den viele als Grenzscheide zwischen der vorheraldischen und der heraldischen Geschichtsepoche anzusehen pflegen.

Oder wäre mit einer Umdatierung des Teppichs auch die angeblich so einschneidende Kulturgrenze zwischen der vorheraldischen und der heraldischen Geschichtsepoche von 1125 auf 1066 zurückverlegt? Das spräche nicht dafür, daß die vorgeblich so fundamentale Scheide zwischen dem vorheraldischen und dem heraldischen Zeitalter mit anderen Geschichtserscheinungen in einem inneren Zusammenhang gestanden habe – und eben das möchte man doch annehmen, wenn in fast allen europäischen Ländern die adeligen Gemeinschaftssymbole nach dieser Zeitenwende etwas völlig anderes bedeuten sollten als vorher, so daß es unberechtigt sei, zwischen „vorheraldischen" und „heraldischen" Zeichen einen wesentlichen historischen und geistigen Zusammenhang anzunehmen.

Wollte man aber gar den Beginn der „eigentlichen" Heraldik erst in den Zeitpunkt setzen, in dem ein kodifiziertes Wappen-Recht entstand (oder etwa erst in die Zeit, aus der solche Codices noch erhalten sind), dann rückte die behauptete Wesensgrenze zwischen vorheraldischen und heraldischen Zeichen in eine noch viel spätere Epoche, und zahlreiche Symbole, die jetzt allgemein als Wappen gelten, würden dann als vorheraldisch und damit als unheraldisch gestempelt.

Will man aber jene Epochengrenze nicht nach „inneren", d. h. strukturellen, geschichtsmorphologischen Merkmalen fixieren, sondern nach dem Datum des ältesten faktisch erhaltenen Beleges für „wirklich" heraldische Zeichen, dann muß man sich darüber klar sein, daß man diese Epochengrenze einerseits von Zufällen der Beleg-Bewahrung abhängig macht (denn wäre der Teppich von Bayeux im Mittelalter verbrannt, würde jene Grenze wieder von 1066 auf das Jahr 1127 zurückspringen, in welchem König Heinrich I. von England seinem künftigen Schwiegersohn einen Löwenschild um den Hals hängte[136]).

[136] Dieses (literarisch bezeugte) Wappen bezeichnet u. a. Galbreath, aaO², S. 15f., als das älteste bekannte. Gottfried wurde bald nach seinem Tod († 1151) mit einem Löwenschild dargestellt; s. Schramm, aaO, S. 966.

Wer die Geschichte der europäischen Heraldik erst mit diesem Ereignis des Jahres 1127 beginnen lassen will, muß wohl in den jüngeren heraldischen Zeichensetzungen unmittelbare oder mittelbare Nachahmungen jenes einen Löwenschildes sehen, in diesem selbst aber eine Art Urschöpfung ohne wesenhaft zugehörende Vorformen.

König Heinrich I. von England hat, als er seine Erbtochter Mathilde, die Witwe Kaiser Heinrichs V., dem französischen Grafen Gottfried von Anjou verlobte, diesen nicht in einen höheren Adels-Rang erhoben. In diesem Sinn war also auch jene Schild-Verleihung kein sozialrechtlicher Akt. Aber das Löwensymbol auf dem Schild (dem auf der nach Gottfrieds Tod über seinem Grab angebrachten Emailplatte auch ein Löwe auf seiner Kopfbedeckung entspricht) bedeutete offenbar eine Ehrung und Ehrengabe, die den so Beschenkten besonders auszeichnen sollte. Doch ein Wappen im „heraldischen" Sinn war dieser Löwe insoferne nicht, als Gottfried, der Ahnherr der von ihm

Anderseits aber müßte doch vor allen Dingen geklärt werden, welches Merkmal denn nun eigentlich das entscheidende für den „wirklich" heraldischen Charakter eines Symbols sein solle?

Denn der für diese angeblich so grundlegende Unterscheidung vorgeschlagenen Merkmale sind m e h r e r e – und sie fallen zeitlich durchaus nicht zusammen!

1. Als Wappen im eigentlichen, im heraldischen Sinn seien, so konnte gesagt werden, die Schild- und Helmzeichen erst seit dem Zeitpunkt anzuerkennen, wo sie auf S i e g e l n vorkommen.[137] Doch nur wenn die Wiedergabe von Schildzeichen und Helmzeichen auf Siegeln ein Symptom dafür wäre, daß das Wesen dieser Schildzeichen und Helmzeichen sich im Bewußtsein der Zeitgenossen eben damals wesentlich verändert hätte: nur dann wäre diese Wiedergabe auf Siegeln eine Zäsur in der Geschichte der Wappenbilder – und nicht bloß in der Entwicklungsgeschichte der Siegel. Übrigens fiele der Anfang (und Ursprung!) der Heraldik dann erst in einen

stammenden englischen Plantagenet-Dynastie, bekanntlich einen Ginsterbusch (*planta genista*) als namenprägenden Helmschmuck trug.

Angesichts der führenden Rolle der Normannen in der damaligen Adelskultur ist es wohl zu verstehen, daß der Ehrenschild, den König Heinrich I., der Sohn Wilhelms des Eroberers, dem Stammvater der Plantagenets feierlich überreichte, im Adel jener Zeit gleichsam Schule machen konnte. Ob aber die Idee, einen solchen Ehrenschild zu überreichen, – was vorerst ohne rechtsverbindliche Bedeutung blieb! – damals aus dem Nichts geschaffen wurde?

Der Schild, den dieser normannische König von England dem Grafen damals gab, gehört zu jenem „normännischen" Typ, der in der Heraldik des 12. Jhs. der herrschende geblieben ist (vgl. o. Anm. 30). Ich hoffe, an anderer Stelle, zeigen zu können, daß diese Schildform in der Tat schon vor 1066 in Skandinavien, so in Norwegen, im Gebrauch war. Man wird also die Vorformen der Waffenbräuche der so selbstbewußten und waffenstolzen Normannen zumindest zu einem Teil im Norden suchen dürfen. Nun wissen wir nicht nur von Figuralschilden, die im Norden schon im 9. Jh. nachweisbar sind, sondern besitzen u. a. auch die verbürgte Nachricht, daß der Skalde Egill um 975 als feierliches Ehrengeschenk einen Schild bekam, der *Bera* hieß und offenbar das Sinnbild einer Bärin trug (Egilssaga, cap. 79). Auch diese Ehrengabe hatte keine „Rechtsfolgen".

[137] Vgl. die Äußerung von Anthony Wagner (Richmond Herald), Heraldry in England, 1946, S. 6: „Between 1135 and 1155 seals show the emergence of heraldry in England, France, Germany, Spain and Italy. This sudden appearance at one time over so wide a region prompts the question whether any single cause for it can be found." [Das Reitersiegel des Markgrafen Leopold III. von Babenberg an der Stiftungsurkunde von Heiligenkreuz von 1136 mit einem Adler-Schild (Abb. bei Mitis-Gall, Urkundenbuch zur Geschichte der Babenberger in Österreich III, 1954, S. 7) ist, wie Mitis, Studien zum älteren österreichischen Urkundenwesen, 1912, S. 244f., 270ff., nachgewiesen hat, eine Fälschung, die im Jahre 1236 oder kurz vorher (s. ib., S. 289) hergestellt wurde (s. auch Appelt, aaO, S. 242 und Anm. 37). Auf diesem falschen Reitersiegel, das „vollständig aus der gleichmäßig fortentwickelten Reihe der Landesfürstlichen Siegel" herausfällt (Mitis, ib., S. 244), gewahrt man auf dem Schilde „noch Spuren des Adlers" (ib.).]

relativ späten Zeitpunkt des 12. Jhs.[138] Der Löwenschild, den Heinrich I. 1127 seinem künftigen Schwiegersohn Gottfried verlieh, erscheint z. B. nicht in einem Siegel Gottfrieds! – Daß aus dem Nichtvorkommen von Schild- und Helm-Zeichen auf Siegeln nicht auf ihr Nichtvorkommen in der Wirklichkeit geschlossen werden darf (was eigentlich selbstverständlich sein müßte), wird jetzt u. a. dadurch bewiesen, daß schon Jahrzehnte vor den ersten Reitersiegeln mit Schildzeichen der Teppich von Bayeux zahlreiche Reiter mit Schildzeichen darstellt (und sie damit wohl für die Zeit vor 1066 erweist, s. o.). Kurz gesagt: das Auftauchen von Wappen auf Siegeln ist ein Ereignis der Sphragistik, nicht der Heraldik.

2. Man könnte einwenden, daß es Schilde mit „Zeichen" zwar schon vor 1066, also in sog. vorheraldischer Zeit gegeben habe,[139] daß diese Zeichen aber erst seit derjenigen Zeit juridische Verbindlichkeit besessen hätten, seit sie auf Siegeln dargestellt wurden.

Dagegen ist zweierlei zu sagen:

Erstens erscheinen auf Schilden der Siegelbilder auch Zeichen, denen man schwerlich eine „verbindliche" (resp. rechtsverbindliche) Bedeutung wird zuschreiben können, so ein vierblättriger Schildbuckel und eine Kette von Kreisfiguren auf dem Siegel des Markgrafen Otakar III. von Steyer (1129–1164).[140]

Besteht ein Grund, dieser Schildbuckelfigur deswegen, weil sie (samt dem Reiter) auf einem Siegel abgebildet wurde, eine andere Bedeutung zuzuschreiben als anderen, älteren und jüngeren Schildbuckeln? Soviel ich sehe, sind Vertreter des „Siegel-Arguments" nicht geneigt, dies anzunehmen.

Zweitens aber haben auch in den relativ späten Epochen, die man jedenfalls dem „heraldischen" Zeitalter wird zurechnen müssen, die Symbole auf den ritterlichen und fürstlichen Schilden nicht selten gewechselt – und dies gerade auch auf denjenigen Schilden, die auf Siegeln wiedergegeben werden.[141]

[138] s. etwa E. Frh. v. Berchem, Siegel (= Bibliothek für Kunst- und Antiquitätensammler, Bd. 11), 1918, S. 44; vgl. ib., S. 80: Die Reitersiegel „zeigen uns die ganze Entwicklung der Ritterrüstung vom 12. bis Anfang des 16. Jh.s, wie auch das Erscheinen der Wappen in der zweiten [!] Hälfte des 12. Jahrhunderts".

[139] Darüber o. S. 176.

[140] s. Berchem, aaO, S. 74, Abb. 40 (von Berchem als Ottokar V. bezeichnet; dazu vgl. O. Wonisch, Zs. d. Histor. Vereines für Steiermark 22, 1926, S. 53ff., 69, 140f.); zur Echtheitsfrage s. Appelt, aaO, S. 238f.

[141] Beispiele gerade aus der ältesten gemeinhin der „heraldischen" Epoche zugerechneten Zeit etwa bei Appelt, aaO, S. 238ff.: auf dem Junkersiegel Otakars III. von Steyer (nach 1130) trägt dieser einen normannischen Schild ohne Wappenbild, ebenso auf seinem zweiten Siegelstempel; auf seinem dritten Typar (nach 1160) zeigt sein Schild und sein Banner „einen mit Ballen belegten Schräglinksbalken". Doch ist dieser Balken auf dem Banner des gleichzeitig gebrauchten vierten Typars, weil er „offenbar [?] heraldisch bedeutungslos" gewesen sei, „wieder weggefallen"; dafür zeigt dieses Typar den Panther (ib., S. 238f.). In welchem Zeitpunkt hat also da die „heraldische" Epoche begonnen?

Wer also die „eigentliche" Heraldik erst in dem Zeitpunkt beginnen lassen will, wo das Schildzeichen – sowohl in der Wirklichkeit wie auch auf den Siegeln – absolut fix, rechtsverbindlich für ein Individuum [oder eine Familie oder sonst eine Gemeinschaft] und unvertauschbar geworden sei: der müßte diese Zäsur sehr viel später legen.[142]

3. Weiter wurde als eigentliches Wesensmerkmal der wirklich als „heraldisch" anzuerkennenden Symbole das Kriterium proklamiert, daß ein solches Zeichen vollkommen „willkürlich" gewählt worden sein müsse. Auch der Ausdruck „ritterliche Modelaune"[143] und ähnliche sind gefallen.

[142] Die Auffassung der „klassischen Vertreter der kritisch-wissenschaftlichen Richtung in der Heraldik der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts" faßt in einer der neuesten Arbeiten, die sich mit dem Ursprung der Heraldik beschäftigen, Heinrich Appelt (Festschrift für Schütz, 1954, S. 235) u. a. so zusammen: „Die ursprünglich rein persönlichen Abzeichen entwickelten sich durch Vererbung zu Familienwappen und bereits etwa um die Wende vom 12. zum 13. Jahrhundert durch Verdinglichung zu Territorialwappen. Die anderen Stände folgten dem adeligen Beispiel. Ins 11. Jh. lassen sich spezifisch heraldische Erscheinungen nicht zurückverfolgen . . ." [Den Teppich von Bayeux datiert Appelt ib., S. 237, mit Marignan, La tapisserie de Bayeux, Paris 1902, „etwa in die zweite Hälfte des 12. Jahrhunderts", und tadelt S. 237, Anm. 11, den „falschen Ansatz zu etwa 1080", welcher ja den Teppich in die sog. vorheraldische Zeit setzen würde; eben dies aber scheint ja durch die Arbeit Stentons und seiner Mitarbeiter geschehen: s. o. Anm. 135.] Appelt ist überzeugt von der Richtigkeit jener „älteren . . . Lehre von der Entstehung des Wappenwesens", s. ib. S. 238. Appelt selbst erörtert (S. 238f., dazu o. Anm. 141), wie der Traungauer Markgraf Otakar III. zuerst einen (oder vielleicht zwei) Siegelstempel verwendet hat, auf dem (resp. denen) er einen normannischen Reiterschild ohne „heraldische" Zeichen (sondern, auf dem zweiten, mit unheraldischen solchen) trug, während er auf seinem dritten Typar auf dem Schild „einen mit Ballen belegten Schräglinksbalken" führt, und ebenso auf der Fahne „einen mit Ballen belegten Querstreifen" (vgl. o. Anm. 141); auf seinem vierten, mit dem dritten gleichzeitig verwendeten Typar, das zur Zeit der Minderjährigkeit seines Sohnes weitergebraucht wurde, erscheint dann der Panther (ib., S. 238f.), während auf dem Banner jener mit Ballen belegte Querstreifen wieder weggefallen ist (ib., S. 239). – Wie schon oben (Anm. 141) gesagt: Wer die heraldische Epoche erst dort anfangen lassen möchte, wo ein Schild- (oder Helm-)Symbol fix und verbindlich an einer bestimmten Person (oder Familie oder Institution) haftet, dort aber immer vorkommt, müßte diese Siegel, die unter Otakar III. († 1164) und noch, wenigstens zu Anfang, unter Otakar IV. († 1192) verwendet wurden, zum vorheraldischen Zeitalter rechnen. Aber noch weit später findet sich der Austausch eines Wappensymbols gegen ein anderes bei einer und derselben Person (s. etwa Seyler, Geschichte der Heraldik, S. 263ff.). Dieses Kriterium erscheint somit ungeeignet, eine scharfe Zeitgrenze oder aber gar eine Kultur- und Wesensgrenze zwischen einer vorheraldischen und einer heraldischen Geschichtsepoche zu konstituieren.

[143] Vgl. Appelt, aaO, S. 236, über die Polemik Alfred Anthony von Siegenfelds gegen jene „klassischen Vertreter der kritisch-wissenschaftlichen Richtung in der

Wir werden auf die Frage, ob die heraldischen Wappen aus bloßer „Mode" ersonnen oder aber – allerdings im Zusammenhang mit einer umfassenden Kulturbewegung – aus älteren Adelstraditionen organisch emporgeführt worden seien, noch zu sprechen haben.

Ob dabei „Willkür" die treibende Kraft war oder der Wille zum schaubaren Wesens-Ausdruck durch ein Sinnbild: diese psychologische Frage hängt mit jener genetisch-stoffgeschichtlichen aufs engste zusammen.

Wer die Wahl eines solchen Bildes zum Sinn-Bild und Charakteristikum seiner Person oder auch einer Gemeinschaft als das Wesentliche der Heraldik ansieht, der könnte den Beginn der Wappensymbolik z. B. in die Zeit setzen, wo die altschwedischen Ynglingenkönige den Eberhelm als Königszeichen verwendeten und das altnordische Wort *jǫfur* nicht mehr „Eber", sondern „Fürst" bedeutete, oder wo die bahuvrihischen Personennamen wie *Eburhelm* usw. offenbar ursprünglich Menschen bezeichneten, denen die „Wahl" oder die Verleihung eines solchen Bildhelms fürs ganze Leben den Namen gab (und dies wohl schon in ihrer Jugend).

Daß allerdings eine solche Symbol-Wahl nichts weiter als bloße Willkür und Laune gewesen sei, wird sich für das frühe Mittelalter so wenig beweisen lassen, wie es m. W. bisher irgend jemand für das 12. Jh. hat nachweisen können. Die Quellen solcher Wesensausdrücke und Selbstversinnbildlichungen liegen tiefer in der Menschenseele als in der Schichte der Modelaunen und „freien" Willkürlichkeiten. Darüber noch unten ein Wort am Schluß dieser Abhandlung (S. 189 ff.).

4. Als ein viertes Wesensmerkmal der wahrhaft heraldischen Symbole wird sehr häufig das Kriterium genannt, daß die echten Wappen aus dem Bedürfnis entstanden seien, ihre Träger (vielleicht besonders in den großen Kreuzzugsheeren, aber auch beim Turnier) von den anderen Gewappneten zu unterscheiden.[144]

Heraldik in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts", besonders gegen G. A. Seyler. Appelt pflichtet jenen älteren Auffassungen, die auch im 20. Jh. so reich vertreten sind, gegen Anthony von Siegenfeld ausdrücklich bei (s. ib. S. 240). – Es darf geschieden werden zwischen Siegenfelds Erörterung über das Alter des steirischen Panther-Symbols (worüber ich mir kein Urteil anmaße) und seinen grundsätzlichen Ausführungen zu der Frage, ob man in den mittelalterlichen Wappen willkürlich erdachte Zeichen zu sehen habe – oder aber eine Fortführung älterer Symbole. Und seine Auseinandersetzung mit jenen positivistischen Thesen erscheint mir allerdings auch heute noch einer sehr ernsten Beachtung wert.

[144] So Galbreath, Handbüchlein der Heraldik, 2. Aufl., 1948, S. 15: „Aus dem dringenden Bedürfnis nach einer weit sichtbaren Kennzeichnung sowohl der Heerhaufen als der Einzelkämpfer sind die Wappen als praktische Notwendigkeit entstanden" (der ganze Satz von Galbreath durch Sperrdruck hervorgehoben).

Zu dieser Wesensdeutung der Wappen – denn um nicht weniger als um eine Wesensdeutung geht es dabei! – möchte ich nochmals sagen: Gegen sie zeugt schon die Tatsache, daß nicht die hunderterlei Tierarten, die das Mittelalter kannte, zu diesem angeblichen Zweck verwendet worden sind, sondern daß es nur ganz wenige – teils reale, teils phantastische – Grund-Typen waren, denen die Ehre zuteil wurde, ins Wappen gehoben zu werden: Adler und Löwe, Stier und Drache, Eber und Panther und eine recht eng umgrenzte Zahl von anderen Symbol-Wesen.

Alles andere bleibt außerhalb oder ist auf isolierte, relativ wenige Einzelfälle eingeschränkt oder Späterscheinung (vielleicht nicht ungern in ironisch abschätziger Absicht verliehen).

War es nun mangelnde Phantasie oder mangelnde Kenntnis der Tierkunde, daß man statt dieser so stereotyp wiederholten Tiersymbole nicht die Verdeutlichungsbedürfnisse dadurch befriedigte, daß man möglichst verschiedene Tierarten heranzog? Paradoxer als der Schweinskopf im Wappen wären schließlich das Wiesel, der Schmetterling, die Ente auch nicht gewesen.

Die Heraldik, wenn sie nicht nur konstatieren, sondern auch seelisch verstehen will, wird gut daran tun, methodisch scharf zu scheiden zwischen heraldischen Unterscheidungsmerkmalen und heraldischen Sinn-Bildern.

Wenn Heinrich der Löwe den Löwen im Wappen führte[145] und neben seiner Burg in Braunschweig das stolze Standbild eines Löwen aufrichtete, dann hat er dies ganz gewiß nicht in der praktischen Absicht getan, um sich von anderen Zeitgenossen durch ein deutliches „Merkmal" zu unterscheiden, sondern er hat sich ein wahres Sinn-Bild seines „Sinnes" geschaffen, in dem nichts anderes ausgedrückt war als im Beinamen seines Zeit- und Altersgenossen Richard Löwenherz, der drei goldene Löwen im roten Wappen führte.[146]

Wer Geschmack daran findet, sich auch dabei des Ausdrucks „Mode-

[145] Unter den 8 Siegelstempeln, die aus Heinrichs Herzogs-Zeit nachweisbar sind, zeigt mit Sicherheit das Siegel Si. 2 den Reiter mit einem Schild, der einen aufsteigenden Löwen trägt (a. 1146 [?] und 1154), und Si. 8 mit einem stehenden Löwen (a. 1188 bis 1194); auf den übrigen Siegeln fehlt der Löwe: s. K. Jordan, Die Urkunden Heinrichs des Löwen [MGH, 1949], S. XLVI ff. (freundlicher Hinweis von Herrn Kollegen Prof. H. v. Fichtenau, Wien); s. auch F. Hasenritter, Beiträge zum Urkunden- und Kanzleiwesen Heinrichs des Löwen, 1936, S. 51ff. Schon sein Vater, Heinrich der Stolze, wird in Helmolds Slavenchronik wiederholt *Leo* genannt (s. K. Hoppe, Die Sage von Heinrich dem Löwen [= Schriften des Niedersächsischen Heimatbundes, N. F., Bd. 22, 1952], S. 20 und 67, Anm. 17). Also ist auch hier ein in der Tradition angelegter Keim durch den Geist eines bedeutenden Mannes zum vollen Erblühen gebracht worden.

[146] D. Boutell's Heraldry, revised by C. W. Scott-Giles, 1954, Plate V, bei S. 20.

laune" zu bedienen und in einer solchen Sinnbild-Wahl nichts als bloße Willkür sieht, mit dem wird außerhalb der Sphäre des räsonierenden Rationalismus kaum zu rechten sein. Nur müßte er sich dessen bewußt werden, daß er mit dem Lehrsatz, hier seien bloß Laune, Mode und Willkür am Werk gewesen, selber den Bereich des rational Demonstrablen überschreitet und sich in den Bezirk des Seelischen und der historischen Seelendeutung vorgewagt hat. Und selbst wenn es nicht möglich sein sollte, in diesem Bereiche *more mathematico* zu argumentieren und rationalistische Beweise zu führen, so kann man doch in diesem seelischen Bezirk – das wird im Prinzip auch der kritische Rationalist wohl einräumen – gründlich irren. Es ist nicht hinzunehmen, daß solche Versuche, sich der Kultur des Mittelalters geistig und seelisch zu nähern, für sich in Anspruch nehmen, ein solches Verfahren sei allein kritisch zu nennen.

Ich möchte nun mit allem Nachdruck betonen, daß es mir sachlich notwendig erscheint, möglichst deutlich zu unterscheiden zwischen denjenigen Momenten und Gestaltungen der Wappen, die Wesens-Ausdruck sind, und denjenigen, die das einzelne Wappen von anderen des selben Haupt-Typus durch besondere Merkmale abheben und ihm Sonderkennzeichen verleihen.

Um diese (vielleicht banal erscheinende, doch leider aktuelle) Forderung an einem einzigen Beispiel zu verdeutlichen:[147] Der Panther als Wappentier erscheint im 12. Jh., um 1160, auf dem 4. Typar des Traungauer Markgrafen Otakar III (s. o.),[148] dann seit 1205 auf einem Münzsiegel des Babenbergers Leopold VI. als Zeichen seiner Würde als Herzog der Steiermark.[149] Außerdem führen den Panther im Wappen die Herzöge von Kärnten,[150] die Grafen von Peilstein,[151] die Stadt Reichenhall,[152] die Pfalzgrafschaft Bayern,[153] die Stadt Ingolstadt,[154] die Grafen von Lechsgemünd[155] und die edlen Geschlechter von Kislegg, von Trimberg und noch mehrere Adels- und Patrizierfamilien.[156]

---

147 Ich entnehme es dem wichtigen Werk von A. Anthony von Siegenfeld, Das Landeswappen der Steiermark (= Forschungen zur Verfassungs- und Verwaltungsgeschichte der Steiermark, Bd. III), 1900, bes. S. 138 ff.
148 s. Appelt, aaO, S. 239 ff.
149 ib.
150 s. Anthony v. Siegenfeld, aaO, S. 244 ff.
151 ib., S. 267 ff.
152 ib., S. 279 ff.
153 ib., S. 294ff.; zuerst Ratpoto II. a. 1219 als Pfalzgraf, s. ib. S. 301.
154 ib., S. 328 ff.
155 ib., S. 334 ff.
156 ib., S. 350 ff.

Ich habe hier nicht die Frage zu erörtern, wie diese Pantherwappen untereinander genetisch zusammenhängen.[157] Sondern hier sei auf den prinzipiellen Unterschied hingewiesen zwischen dem „Sinn" des stolzen Panther-Symbols, das jene Geschlechter, Städte und Länder sich zum Wahrzeichen gewählt haben – und den unterscheidenden Kennzeichen (Merkmalen), die die Menschen und Gemeinschaften, welche den Panther wählten, angenommen haben, um ihr Panther-Wappen von den anderen Panther-Wappen abzuheben: So zeigte das Wappen der Steiermark einen schwarzen Panther in weißem Feld,[158] den dann wohl schon Friedrich der Streitbare durch den weißen Panther im grünen Feld ersetzte.[159] Gundakar III. von Steyr aus dem Ministerialengeschlecht der Starhemberger führte einen wachsenden gehörnten Panther im oberen Feld des geteilten normannischen Schildes (vor 1228),[160] sein Sohn Gundakar IV. einen ungehörnten Panther (1240), dessen dritter Sohn Hadmar einen feuersprühenden Panther (1276)[161] – und so fort in mannigfaltigen Variationen jenes „Grundthemas", wenn ich es so nennen darf.

Um die psychologischen Voraussetzungen dieser Sinnbildwahl deutlicher zu machen, mag daran erinnert werden, daß in eben jener Zeit der Dichter des Nibelungenliedes den Wettlauf Gunthers und Hagens mit Siegfried zum Brunnen, an dem er getötet wird, durch den Vergleich krönt: *sam zwei wildiu pantel sie liefen durch den klê.* Für den König und den stolzen, furchtbaren Hagen bot sich auch diesem Epiker um 1200 der Panther als Bild an.

Auch andere dichterische Quellen jener Epoche lassen uns verstehen, daß dies schöne fremde Raubtier damals ein „Haupt-Typus" höfisch-heroischer Symbolik geworden war.

Die Variierungen dieses Typus durch verschiedene Unterscheidungsmerkmale haben sich in einer anderen, der Oberfläche näheren Tiefenschichte der Seelen vollzogen als die „Wahl" dieses Bildes zum Sinn-Bild.

Die sog. Heroldstücke (Heroldsbilder) und Schildteilungen gaben unabsehbare Möglichkeiten, diese Variierungen in beliebiger Mannigfaltigkeit weiterzuführen: geometrische Figuren, deren Vielfalt dann noch durch die freie Wahl der Farben (der 6 „Tincturen") um ein Vielfaches vermehrt wurde.

---

157 Darüber Anthony v. Siegenfeld, aaO, S. 131 ff.; dagegen Appelt, aaO, S. 240 ff.
158 s. Anthony v. Siegenfeld, aaO, S. 163.
159 ib., S. 165 f.
160 ib., S. 206 (Gundakar III von Steyr): vor dem 17. Juli 1228.
161 ib., S. 206 f.

Diese Möglichkeit, tatsächlich „Unterscheidungsmerkmale" zu schaffen, erscheint, wie Pierre Gras vor kurzem gezeigt hat, ebenfalls schon in einer Zeit ausgebildet, die man eigentlich noch der „vorheraldischen" Periode zuzählen müßte: In einer illuminierten Bibelhandschrift aus dem Zisterzienserkloster Cîteaux (heute in Dijon), die P. Gras in das Jahr 1109 datiert, sind über 20 Krieger dargestellt, die verschieden geteilte und gefärbte Schilde tragen, offenbar frühe Belege (oder nur Analoga?) der ritterlichen „Heroldstücke".[162]

Ein solcher Fund – der an sich auch wieder geeignet sein müßte, den zuversichtlichen Glauben an die Tragfähigkeit der so verbreiteten Schlüsse ex silentio ins Wanken zu bringen – zeigt u. a. deutlich, daß der Wille zur bloßen Unterscheidung keineswegs die reiche Fülle von Symbolgebilden auf Schild, Helm, Fahne hätte hervorbringen müssen, die man in der Heraldik „gemeine Figuren" nennt. Denn die schildbewehrten Krieger, die jene alte Bibelhandschrift abbildet, tragen (wie so viele andere mittelalterliche Kriegerbilder) keine solchen Figuren auf ihrer Ausrüstung. Doch ihrer Unterscheidung haben die Farbfelder auf ihren Schilden sicherlich gedient.

Wie weit diese Farbverteilungen auch schon als „symbolisch" bezeichnet zu werden verdienen, ist auch für den, der der Farbsymbolik des Mittelalters erhebliche Bedeutung zuschreibt, eine schwierige Frage (s. u.). Daß hingegen die „gemeinen Figuren", und insbesondere die Haupt-Typen wie Adler, Löwe, Panther, Drache, Eber usf. in der Tat ursprünglich Symbole waren, daran kann ich nicht zweifeln.

Jedes Symbol freilich kann und wird konventionalisiert werden – denn die Erlebniskraft, die zum Verstehen eines Bildes als Sinn-Bild notwendig ist, bleibt nicht immer lebendig, wenngleich es nie sicher ist, ob sie nicht wieder aufflammen kann. Das Pathos, das in Heinrichs des Löwen symbolischer Standbildsetzung oder in Richard Löwenherz' fast schlichtem Löwenschild gleichsam eingeschlossen ist, kann in hohen Stunden neu wirksam werden. Gleichwohl wird die Verwendung des Löwensymbols, je mehr sie zur gewohnten Handhabung wurde, gegen die Routinisierung so wenig gefeit gewesen sein wie irgend ein anderes hohes Sinnbild. Nur sollte man die Routine nicht für den Ursprungsquell halten, sondern für ein Sekundärphänomen.

Daß der Sinn eines solchen Sinnbildes nicht nur an archaische Zeiten

[162] P. Gras, Aux origines de l'héraldique, Bibliothèque de l'École des Chartes CIX, 1951, S. 198 ff. (gütiger Hinweis von Herrn Kollegen Prof. Erich Zöllner, Wien).

oder Ursprungszeiten gebunden sein muß, lehrt ein Werk der Gegenwart. Der italienische Fürst Giuseppe Tomasi di Lampedusa hat in einem (nicht zur Veröffentlichung bestimmten) Roman „Der Leopard" (Il Gattopardo, 1958[163]) das Leben eines sizilianischen Standesgenossen aus dem späteren 19. Jh. geschildert, der dieses Tier im Wappen führte. Und wie ein Leitmotiv geht durch dieses bemerkenswerte Buch die spielerisch abgewandelte Vorstellung, daß jener Fürst Salina mit seinem Wappentier innerlich eng verwandt (wo nicht gar „identisch") sei – er selber ein „Leopard".[164] Die Teilnahme, die das Buch dieses ironisch-geistvollen, tief skeptischen Edelmanns gefunden hat, scheint ein Beweis, wie gut auch noch das moderne Europa die Idee, die schon im Titel von Lampedusas monologischem Werk zum Ausdruck kommt, nachzufühlen vermag.

Für die Wissenschaft freilich bleibt es ein Problem, wie sie jene Beziehung zwischen dem Wappen-Symbol und seinem Träger und Erwähler in szientifische Begriffe und Termini fassen soll. Angesichts der Unzulänglichkeit moderner Terminologie für solche seelische Tatbestände mag es noch am ehesten bei dem freilich blaß gewordenen und vieldeutigen Wort „Sympathie" sein Bewenden haben.

V

Ich habe den Versuch gemacht, an einer Anzahl von konkreten Einzelformen den Nachweis zu führen, daß im europäischen Wappenwesen des Mittelalters „Haupt-Typen" heraldischer Symbolik auftreten, die nicht nur von der Ritterzeit bis zur Gegenwart lebendig geblieben sind, sondern auch hinter die Epoche des Hochmittelalters zurückverfolgt werden können.

Die Zahl solcher Typen ist wesentlich größer als die, auf die ich mich an dieser Stelle beschränken mußte. Doch darf wohl schon jetzt einiges Grundsätzliche, das sich aus der Erkenntnis so weit gespannter Überlieferungszusammenhänge ergibt, zur Erörterung gestellt werden.

Zunächst galt es, über die Schranke hinweg, die durch die terminologische Abgrenzung eines „vorheraldischen" gegenüber einem „heraldischen" Zeitalter gezogen worden ist, an konkreten Formen, die im sog. heraldischen

[163] *Gattopardo* bezeichnet eigentlich den Geparden, nicht den Leoparden (freundlicher Hinweis von Prof. H. Fichtenau).

[164] Deutsche Ausgabe (1959), S. 70, 110, 111, 142, 145, 146, 196, 202, 257, 278 u. ö. Man wird es nicht für einen widerlegenden Widerspruch halten, wenn daneben auch von der „löwenhaften" Natur des Fürsten gesprochen wird (S. 116 u. ö.).

Zeitalter als deutliche Typen von Wappenmotiven auftreten (Schweinskopf, Hörnerhelm usf.), zu zeigen, daß diese Typen, was ihren „Stoff" (ihren materialen Gehalt) betrifft, nicht erst nach dem Ersten Kreuzzug (1096–1099) aus dem Nichts entstanden sind, bzw. willkürlich erfunden worden sind, sondern daß diesen ritterlichen Symbolen weit ältere Gegenstücke oder Vor-Formen an die Seite gestellt werden können, die, wenigstens zum Teil, ebenfalls schon die Funktion von sozialen Wahrzeichen für Gemeinschaften oder „Ämter" oder auch für Einzelpersonen erkennen lassen.

Falls ein materialer Überlieferungszusammenhang zwischen diesen älteren und jenen jüngeren Sozialsymbolen vorhanden war (was sich u. a. durch markante formale Merkmale sowie durch die Heranziehung literarischer und onomatologischer Zeugnisse erweisen oder wahrscheinlich machen läßt) – dann finden wir uns vor die kulturmorphologische Frage gestellt: Sind die Veränderungen, die diese fortgeerbten Überlieferungstypen im Laufe der Zeiten aufweisen, als bloße Zufallprodukte anzusehen – oder manifestieren sich in ihnen gesetzhafte Metamorphosen, die vielleicht positive Wirkungen geistiger Gestaltungskraft erkennen lassen? Das würde bedeuten, daß da nicht allein regellose „Abänderungen" vorlägen, sondern ein echter Gestalt-Wandel, das heißt: ein Fortschreiten von Gestalt zu Gestalt, von Stilform zu Stilform.

Die alte Frage nach dem Verhältnis von Dauer und Wechsel, dem Wechsel in der Dauer, wird dem Historiker auch hier gestellt.

Und freilich nur dann, wenn in der unabsehbaren Mannigfaltigkeit der historischen Formen sich jene „Dimension" der Dauer als Wirklichkeit erweist, hat es einen Sinn, die Menge des Wechselnden, Sichverändernden unter diesen Aspekt zu stellen und nicht allein an Zufall und Willkür zu glauben.

Daß die ritterlichen Wappen in einem wesentlichen Ausmaß als etwas Neues empfunden worden sind, dafür bietet die Übernahme der niederrheinischen Form *wâpen* ins Süddeutsche ein Symptom, zu dem die Verhochdeutschung von niederfränkisch *ridder* zu *ritter* ein kulturhistorisches Gegenstück bildet. Daß auch das altheimische mhd. Wort *wâfen* damals zu der ererbten Bedeutung „Waffe" die neue Bedeutung „Wappen" erhielt – so wird in der „Kudrun" (Str. 488f.) ein Kreuz im Segel als *wâfen* bezeichnet –, das bezeugt die Verschmelzung von Altem und Neuem, bei der die neuen, aus dem Westen und Norden kommenden Formen mit dem ererbten Waffenwesen und seiner Symbolik verbunden wurden, und nicht etwa als gänzlich Fremdes durch Fremdwörter bezeichnet werden mußten. Man wird daher die älteren Sozialsymbole nur mit solchem Vorbehalt als „Wappen" be-

zeichnen können, und trotzdem die Frage nach der Eigenart der hochmittelalterlichen Ritter-Symbole mit der Frage nach deren Herkunft und Vorstufe verbinden dürfen, ohne die Sonderart der Zeitstile zu leugnen.

Wenn es richtig ist, daß viele von den Symbolen der ritterlichen Heraldik auf ältere Zeiten zurückgehen: hat dann das aufblühende Rittertum selbst einen Stilwandel dieser ererbten Formen gebracht? Kann ihre Veränderung im Zeitalter der Kreuzzüge uns etwas aussagen über den Stilwillen und den Geist der Ritterkultur jener so bedeutungsvollen Epoche?

Eine der auffallendsten Eigentümlichkeiten der Wappen im „heraldischen" Zeitalter, die so folgenschwer ist, daß man wohl vor allem um ihretwillen dieses Zeitalter als im Gegensatz zum „vorheraldischen" stehend empfand und nicht als dessen Weiterentwicklung, ist die Systematisierung des Wappenwesens, die damals anfängt.

Im 12. Jahrhundert beginnen die Wappenzeichen innerhalb einiger Jahrzehnte in rasch zunehmendem Ausmaß erblich zu werden – um dann verhältnismäßig schnell rechtsverbindliche Geltung zu erlangen. Damit steht nicht nur der spätere „Wappenschutz" in folgerichtigem inneren Zusammenhang, d. h. die auch juridisch sich fundierende Abwehr der Führung eines monopolisierten Symbols durch Andere, Unbefugte. Sondern auch in der Gestaltung der Wappen selbst wird damit eine wichtige Neuerung notwendig: Man kann sich nicht mehr damit begnügen, ein Symbol zur Schau zu tragen, das dem Bild – oder dem Ideal – des eigenen Wesens Ausdruck gibt: den Adler, Löwen, Panther, Hirsch oder was es sei. Denn nun muß sich dieses Wesens-Bild von anderen unterscheiden, denen man damit zwar keineswegs das Recht zu diesem anspruchsvollen Daseinsausdruck aberkennt: doch wird man bald die Adler der Babenberger[165] vom tirolischen oder vom staufischen Adler sichtbar abheben wollen, den welfischen Löwen vom englischen, und so fort.

Das wird u. a. durch die Wahl verschiedener Farben, durch die verschiedenen geometrischen Einteilungen der Schilde (gespaltener, geteilter Schild usw.) und die mannigfachen Heroldstücke („Pfähle", „Sparren", „Schindeln" usf.) bewerkstelligt und führt im späteren und sinkenden Mittelalter zu einer immer differenzierteren Fachwissenschaft, die bald fast

[165] H. Appelt führt aaO, S. 234f., aus, der Adler der Babenberger sei ihr Familienwappen, nicht das Symbol ihres herzoglichen Amtes gewesen. Vgl. hingegen F. Gall, Archiv für österr. Geschichte 120, 1953, S. 38ff., der den zuerst auf einem Reitersiegel Herzog Heinrichs II. Jasomirgott 1156 erscheinenden Adler als Reichsadler ansieht, „den die Herzoge als Reichsbeamte führten"; dazu bes. ib. Anm. 300. Über ein Leoparden-Wappen als Familienwappen der Babenberger s. Gall, ib., S. 40f.; über die Farben jener Adler-Wappen ib., S. 39f.

nur mehr von Spezialisten (den „Knappen von den Wappen", den „Persevanten", Berufsherolden) ganz beherrscht werden konnte.[166] Die Tatsache, daß die moderne wissenschaftliche Heraldik diese spätmittelalterliche Spezialwissenschaft in umfassender Kontinuität weitergeführt hat, dürfte einer der wichtigsten Gründe sein, weshalb die Heraldik bis in unser Jahrhundert so oft einen konstatierenden, häufig normativen Charakter zeigt und genetischen Fragen, welche über die Wappengeschichte einzelner Familien und Institutionen hinausreichen, nicht immer primäres Interesse entgegenbringt.

Doch wird auch von der positivistischen Heraldik meist angenommen, daß die „Heroldstücke" jünger seien als die „gemeinen Figuren" (über die Bibel von Cîteaux vgl. jedoch o. S. 185).

Das ist sehr wohl begreiflich, wenn die letzteren, wenigstens in ihren Haupttypen, ursprüngliche Symbole waren, die Heroldstücke hingegen tatsächlich erst als bloße Unterscheidungsmerkmale erfunden und verwendet worden sind.

Allerdings können Farbgebungen auch zu Symbolen und Wesensausdrücken gehören und müssen nicht zu den bloß konventionellen „Unterscheidungsmerkmalen" zählen. So war z. B. gewiß die schwarze Farbe der Schilde der Harier, die nach Tacitus (Germania, Cap. 43) mit schwarzen Waffen und geschwärzten Leibern in finsteren Nächten den *feralis exercitus* darstellten, auch ein Wesensausdruck dieses Kriegerverbandes. Und das Gold, das nicht nur auf den Königsschilden so oft hervortritt, ist ein sinnbildlicher Ausdruck des Stolzes, des Glanzes, der Macht.

Doch in welchem Umfang die Farben der tausenderlei Wappen Symbolcharakter hatten (oder haben sollten) und welche tatsächlich nur als Unterscheidungszeichen gewählt wurden, wird heute schwer zu entscheiden sein.

Wenn hier von „Unterscheiden" die Rede war, so sollte damit etwas anderes bezeichnet werden als der Wille, sich „auszuzeichnen". Dieser Wille war in der Ritterzeit allenthalben am Werk. Und der Wunsch, sein Wappen mit Ruhm zu bedecken, war gewiß so lebendig wie der Wille, seinem Namen Ehre zu machen. Doch diese Art von „Unterscheidung" ist offenbar eine andere als die, die etwa zu verschiedenen Färbungen der heraldischen Panther führte. An diesem Punkt liegt wohl kein wirkliches Problem.

Eine wichtige Frage aber scheint es mir, ob die im 12. Jahrhundert auftretende Formung der Wappenzeichen als „Mode" bezeichnet werden dürfe, wie das so oft geschehen ist.

166 Dazu Berchem, aaO (vgl. o. Anm. 2), S. 117ff.

Sicherlich hat es schon im frühen Rittertum – und im Spätmittelalter noch mehr – Erscheinungen gegeben, die man sehr wohl Moden nennen kann, wofern man mit diesem Wort eine gemeinsame Neuerung bezeichnen will, die aus Laune, Willkür und dem bloßen Wunsch erwächst, das jeweils Neueste nur deshalb nachzuahmen, weil es neu ist, nicht weil man es für besser hält als das bisher Geltende. Im späten, sinkenden Mittelalter spiegeln die Kleidermoden, wie wir zu beobachten glauben, recht deutlich die weitreichende Herrschaft solcher seelischer Haltungen. So wird es erlaubt sein, zwischen Kleidermoden und Kleidungsstilen zu unterscheiden (vgl. o.).

Sucht man aber den Unterschied zwischen Modewechsel und Stilwandel in dem verschiedenen Grad innerer Notwendigkeit, seelischen Müssens, dann mag man sich wohl fragen, ob die ungeheure Fülle von sichtbaren Zeichen, die sich adelige Geschlechter der Kreuzzugsepoche geschaffen haben, in der Tat keinem anderen Seelenbezirk entwachsen sei als dem der Modelaune, vielleicht dem der Modetorheit.

Jene Verschiedenheit des inneren Müssens, nach der wir hier fragen, ist eines der Probleme, die jedem Betrachter der Vergangenheit wie der Gegenwart und ihrer Werke, ihrer Charaktere, ihrer Taten gestellt sind und die zu beantworten, wie jeder von uns weiß, zum Schwierigsten gehört.

Wenn wir uns mit Selbstkritik und Vorsicht diesem Problem der willkürentrückten geistigen Notwendigkeit nähern, so werden wir, glaube ich, am ehesten Kriterien für eine stufenweise sich klärende Beantwortung finden, indem wir die Frage stellen, ob „verwandte" Tendenzen, wie wir sie auf dem einen Kulturgebiet zu beobachten meinen, auch auf anderen Gebieten – den Menschen jener Zeit unbewußt – als wirksam beobachtet werden können. Eine solche Konkordanz der Gestaltungskräfte in verschiedenen Lebensgebieten einer Zeit – wie der Kenner des Barock sie etwa in Barockarchitektur, Barockmusik, Barockdichtung erfühlen mag – gibt zumindest die eine Gewähr, daß wir dabei kulturelle Kräfte als wirksam wahrnehmen, welche der Bewußtheit und der Willkür entrückt waren. Kein Barockdichter wird die Absicht gehabt haben, „ebenso" zu dichten wie die zeitgenössischen Architekten bauten, nämlich „barock". Ein solcher Gleichklang der Stilgebung wird sich wohl nur dem später Betrachtenden offenbaren.

Wenn es zu den Wesensmerkmalen der Mode (gegenüber dem Stil) gehört, daß sie willkürlich ist, so besäßen wir in solcher Konkordanz – wofern wir sie festzustellen vermögen! – ein Symptom, daß da mehr als bloße Mode am Werke war.

Mit welchen geschichtlichen Erscheinungen jener Zeit dürfen wir also – sei es auch nur in dem bescheidenen Verfahren des vorläufigen Gedankenexperimentes und der Arbeitshypothese – jene „Systematisierung“ der alten Wappenzeichen „kulturmorphologisch synchronisieren“ (wenn dieser Ausdruck erlaubt ist)?

Ich möchte, wenigstens für den deutschen Sprachraum, zunächst die Parallelisierung mit der literarischen Entwicklung zur Diskussion stellen: In den Jahrzehnten, in denen das Wappenwesen der Ritter und ritterlichen Herrscher seine erste Systematisierung, seine einschneidendere formale und soziale Fixierung erhält – also besonders in der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts: in diesen Jahrzehnten ändert auch die Dichtung, und gerade die der adligen Kreise, erstaunlich rasch ihr Gepräge.

In der Lyrik wandelt sich in wenigen Jahrzehnten, seit etwa 1170/1180, die alte freizügig-unbekümmerte Liebesdichtung zur streng formalen höfischen Minnepoesie. Wohl noch im ersten Teil der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts hat in Österreich der herrisch-stolze und zugleich fast volksliednahe Kürnberger seine adeligen Weisen gesungen, schlicht im Ton, unmittelbar herzhaft im Werben wie im Trotz und Spott. Und die altertümlichsten Strophen, die seinem Landsmann Dietmar von Eist zugeschrieben werden, haben, im Gegensatz zu späteren, den gleichen Klang: adelig, aber nicht höfisch, unmittelbar in der Seelensprache von Sehnsucht und Freude, von Wehmut und Treue, und begnadet mit einer naiven Urkraft symbolischen Ausdrucks.

Fast plötzlich ändert sich dann, offenbar in sehr kurzer Zeit, die Haltung der ritterlichen Liebesdichtung zu einer ganz anderen Tonart, die fortan die herrschende werden sollte.

In der äußeren Form wird die naturnah-sorglose Großzügigkeit abgelöst durch scharfe Gesetze poetischer Technik. Die Reimfügung wird streng und strenger und noch vor dem Ende des Jahrhunderts ist sie so rigoros durchgeführt, daß es (zum Schmerz der Philologen) bald unmöglich wird, an Reimeigenheiten die Herkunft eines Dichters wie Walther von der Vogelweide zu erkennen.

Natürlich steht eine solche formale Neuerung nicht allein. Ganz parallel zur Vervollkommnung der Reimregeln geht ein Strengerwerden der rhythmischen Gesetze. Es kommt rasch zu einer geradezu schulmäßigen Normierung, die etwa die Versfüllung (den Wechsel von Hebung und Senkung) einer Uniformierung entgegentreibt, die zur Eintönigkeit auszuarten droht – worauf dann, zumal in der Epik, erst die größten Virtuosen der Form, wie Hartmann von Aue auf der Höhe seiner vollen künstlerischen Reife,

ein leises Abweichen vom starr gewordenen Schema bewußt als ein wirklich raffiniertes Kunstmittel anwenden – und ähnlich auch die Meister der Lyrik, indem sie etwa, wie Carl von Kraus gezeigt hat, Frauenstrophen durch winzige technische Unvollkommenheiten absichtlich als solche kennzeichnen.[167]

Diese formale Virtuosität, zu der die Verskunst der Neuzeit fast keine ebenbürtigen Gegenstücke aufzuweisen hat, wird in der mittelhochdeutschen Dichtung in jähem Aufstieg im letzten Viertel des 12. Jahrhunderts erreicht – in der höfischen Kunst Frankreichs schon etwas früher: und es ist mit Händen zu greifen, wie im deutschen Sprachraum diese aristokratische Verfeinerung von Westen nach Osten ausstrahlt – fast sprunghaft schnell, aber auch vom österreichischen Adel rasch und mit hohem Erfolg und schöpferisch angeeignet.

Dieser bemerkenswerten Änderung der poetischen Technik entspricht eine ebenso einschneidende Wandlung der dichterischen Stoffe und Motive – und auch das zeugt gewiß dafür, daß es hier nicht um bloße Äußerlichkeiten geht, sondern um einen „inneren“ Stilwandel: In der ritterlichen Liebeslyrik kommen nun statt des naturhaften Werbens und Versagens die konventionellen Gebärden der Galanterie zur Geltung und Herrschaft – kunstvolle Huldigung und eine fast genormte Form der Liebesklage in artistisch hochdifferenzierten Variationen.

Dieser Entwicklung der Lyrik von der volksliedhaften Liebesdichtung zum ziselierten höfischen Minnesang geht in der deutschen Epik ein entsprechender Wandel parallel: In der ersten Hälfte des 12. Jahrhunderts treten neben die uralten Heldendichtungen, wiederum vom Westen her, zuerst die buchmäßigen Bearbeitungen von in Frankreich neu geformten antiken Stoffen und französischen Nationalstoffen, in Deutschland wohl alle von Geistlichen gestaltet. Aber den Schritt, den auch die Zeitgenossen als den für die deutsche Epik entscheidenden empfinden, tut der Ritter Heinrich von Veldeke, als er, seit etwa 1170, nach dem französischen Epos eines normannischen Dichters den Stoff der Aeneide deutsch nachformt und sein Gedicht zwischen 1184 und 1188 veröffentlicht. Dieses Epos wirkt sogleich epochemachend und leitet die Blütezeit der mittelhochdeutschen höfischen Epik ein, die in Form und Inhalt alsbald einen vollen Ausdruck der neuen aristokratischen Kulturideale darbietet: in der Motivik ein getreues Spiegelbild des höfischen Sittenkodex, in der Form nicht minder streng und gemessen als die gleichzeitige ritterliche Lyrik.

---

[167] s. C. v. Kraus, Walther von der Vogelweide – Untersuchungen, 1935, S. 441ff.

Vergleicht man mit dieser ebenso anspruchsvollen wie exklusiven höfischen Verfeinerung der epischen Formen und Gehalte das gleichzeitige, wohl um 1200 in Passau geformte Nibelungenlied, das die alte heimische Heldendichtung neu gestaltet, so tritt ein merkwürdiger Gegensatz zu Tage.

Das Nibelungenlied war gewiß nie ein Stück „populärer" Poesie. Die souverän beherrschte Strenge seiner Komposition und des unabwendbar folgerechten Ablaufs, die eherne Härte seiner Charakterzeichnung und Schicksalsfügung ist nichts weniger als läßliche Popularliteratur oder formlose „Naturpoesie". Hier war höchster Kunstverstand am Werk. Aber die Größe der Form liegt im Nibelungenepos nicht in formaler Sauberkeit, Korrektheit, Glätte, sondern in ihrer Wucht und einer monumentalen Großartigkeit, die alle Episoden, auch alle liebenswürdigen Idyllenszenen, herrisch überwölbt.

Wollte man, um dies zu verdeutlichen, einmal eine Unterscheidung zwischen „adelig" und „aristokratisch" ausführen, so wie sie Goethe im Kontrast von Götz und Weislingen gezeichnet hat: dann dürfte man das Nibelungenlied ganz gewiß „adelig" nennen, nicht anders als die Lyrik des heimat- und zeitverwandten Kürnbergers. Aber an aristokratischer Verfeinerung kann es diese Dichtung nicht aufnehmen mit Hartmanns Iwein oder dem Tristan Gottfrieds von Straßburg (der ein Bürgerlicher war, aber an formaler Artistik seine ritterlichen Vorgänger recht geschwind zu überbieten verstand).

Es will mir scheinen, als bestünde zwischen den älteren adeligen Wappenzeichen mit ihrer schlichten Größe, ihrem schweigsamen Ernst – und den alsbald sich entwickelnden kunstvoll-artistischen, virtuosen heraldischen Gebilden ein ganz entsprechender Stilgegensatz.

Schnell war die Ritterdichtung von volksnaher naiver Selbstherrlichkeit zu strengen, gemessenen höfischen Regeln emporgestiegen. Aber gar bald mußte sie die Höhenlagen der voll belebten Form, des voll geformten Lebens wieder verlassen. Und es liegt wohl in der Natur der Dinge, daß diesem Abstieg zwei Richtungen offenstanden: entweder nach dem Formloswerden des Lebens oder nach dem Lebloswerden der Form.

Die Dichter des 13. Jahrhunderts sind auf beiden Wegen zu finden. Die Heraldik aber hat, wie mir scheint, die eine Straße eingeschlagen, die dem Weg einigermaßen parallel läuft, auf dem es von Walther von der Vogelweide zu Ulrich von Liechtenstein und zu den Formalisten und Epigonen geht, die das Komplizierte dem Vollwüchsigen vorziehen und vor dem Manierierten keineswegs zurückscheuen. (Der andere Weg, der der wüst werdenden Formlosen, konnte in der heraldischen Kunst füglich kein Gegenstück haben.) In der Zeit, in der die Entwicklung von der Kunst zur Künstelei keineswegs nur von Außenseitern vollzogen wird, sondern fast Massenerscheinung etwa des späteren Minnesanges war – in dieser selben Zeit beginnt das Wappenwesen in der Sucht nach immer neuen Modifikationen der alten Haupttypen nicht selten ins Bizarre oder doch ins Gesuchte auszuarten. Statt der Ursprünglichkeit, die die alten Symbole geprägt hatte, wirkt alsbald eine unbalancierte Originalitätssucht, die das überkommene Motivmaterial zwar nicht zu verlassen wagt, aber ihm immer neue Nuancen und Kombinationen abzugewinnen strebt, oft genug bis tief ins Absurde, wie schon einer der ersten Epigonen großen Stils, Ulrich von Liechtenstein, das Ritterwesen bis ins Pedantische und zugleich Groteske getrieben hatte.

Und wie dann der bis zur engherzigen Schulmeisterei gesteigerte Formalismus und formalistisch gewordene Traditionalismus im späteren Mittelalter aus dem Rittersang das Meistersingertum werden läßt, so gerät das stolze Wappenwesen immer mehr in die Hände jener hochgelahrten Herolde, die aus der adeligen Symbolik eine Geheimwissenschaft zu machen streben, welche sie mit bald beckmesserlicher Eifersucht hüten und zu monopolisieren verstehen. So entstehen dann die hundert Vorschriften, wie ein Wappen geformt sein soll, muß, darf oder nicht darf: eine Normenkunde, die manchen Grundinstinkten späterer Wissenschaft bemerkenswert verwandt ist – aber weit entfernt war von dem geistigen Atem einer Zeit, die aus naiv-unbewußtem Drang die grandiosen Sinn-Bilder ihres Wesens geschaffen hatte.

Vor jener Wendung in äußere Regelhaftigkeit aber liegt jene so kurze und so fruchtbare Zeit, die man die klassische des Rittertums nennen möchte, in der die Fülle klarer Formen noch ohne Erstarrung Ausdruck geistiger Gestalterkräfte war.

In diesem knappen Zeitraum mehrt sich die Zahl der uns bekannten Wappen so gewaltig, daß man vermeinen konnte, erst damals sei diese Ausdrucksform des europäischen Adels entstanden.

Wenn unsere These richtig sein sollte, daß die Grund-Typen der ritterlichen Heraldik, zumindest in ihrer Mehrheit, schon vor der Kreuzzugsepoche vorhanden gewesen seien, so wäre mit einer solchen Feststellung doch nicht jener erstaunliche Zuwachs an erhaltenen oder bezeugten Einzelwappen erklärt, der jene Jahrzehnte kennzeichnet. Freilich muß damit gerechnet werden, daß die äußeren Bedingungen für eine Bewahrung da-

mals viel bessere wurden, als sie es im 11. oder 10. Jahrhundert gewesen waren – schon dadurch etwa, daß jetzt die neue Ritterdichtung eine viel breitere Menge literarischer Schilderungen adeligen Lebens erzeugte, als die vorhergehenden Jahrhunderte sie hatten hervorbringen können.

Trotzdem wird man den mengenmäßigen Unterschied überlieferter Wappensymbole des Kreuzzugsjahrhunderts nicht allein auf die Verschiedenheit der Traditionsbedingungen schieben dürfen. Das Leben selber brachte damals, so viel wir sehen können, eine immer stärker anschwellende Masse von Wappen hervor.

Den eigentlichen Grund für dieses Aufquellen möchte ich nicht gerne in den Notwendigkeiten des visuellen Erkennenkönnens suchen, wenngleich, seitdem es mehr oder weniger professionelle Wappenkenner gab, die Unmasse dieser Zeichen zwar für die meisten Zeitgenossen eher eine Quelle der Verwirrung gewesen sein mag, aber doch wenigstens für die zünftigen Herolde unmittelbar „lesbar" war.

Den tieferen Grund für einen so allgemein werdenden Drang nach Schaubarkeit wird man in tieferen Schichten geistiger Notwendigkeit zu suchen haben – in einem Stilwandel des Sehens und des Gestaltens, einer neuen Art des Sich-Ausdrückens und des Schauenwollens.

Mancherlei Veränderungen in der europäischen Adelsschichte jener Zeit scheinen in solcher Richtung zu deuten:

Eine zunehmende Freude an „Farbigkeit" im unmittelbaren wie im übertragenen Sinn dieses Wortes scheint jenes Zeitalter zu kennzeichnen – und es liegt die Frage nahe, wie sich dieser Sinnenwandel verhalte zu dem Aufsteigen jener bis ins religiöse Pathos emporflammenden Glut der Farben, die Sedlmayr als eines der stärksten und zugleich tiefsten Geisteserlebnisse in der Gesamtgestalt der Kathedrale deuten konnte.

Die Farbenfülle der Welt kann diesen Menschen nicht, wie so manchen anderen Zeiten und Kultursystemen, als ein Nichts oder als ein Truggebilde wie der Schleier der Maja gegolten haben: sie muß ihnen Wesensoffenbarung geworden sein, mit Dankbarkeit aufzunehmen, mit Ernst und Freude zu schauen, mit Ehrfurcht zu erleben.

Kein Zufall gewiß, daß auch die Dichtung jener Zeit so oft die Farben von Kleidern und von Leibern, von Schmuck und Edelsteinen nennt und preist. Vergleichen wir etwa die Eberhelme, die uns die nordische Archäologie und die altenglische Dichtung kennen lehrt – sie waren silberweiß oder stolz vergoldet, aber nicht farbig. Verglichen mit der bunten Pracht der hochmittelalterlichen Wappen erscheinen diese Adelszeichen in hohem Maß „verhalten" (um einen Leitbegriff von Fritz Schachermeyrs Kultur-

morphologie heranzuziehen). Wie anders die frohe Sinnbildlichkeit der neuen Ritterkultur, die in Farben schwelgt und sich dieser Freude nicht schämt. Wobei zu erinnern bleibt, daß das ritterliche Lieblingswort *vröude* entstanden ist aus *frewida*, **frawido* – einem Wort, das den „herrenhaften" Sinn bezeichnet hat (zu **frawi-* „Herr"): also schon in der Wortprägung eine Selbstdeutung von Menschen, die in der Gabe der Freude einen Grundzug adeliger Seelenhaltung sahen.

Was aber brachte diesen Keim gerade in der Kreuzzugsepoche zu so blühender Entfaltung?

Will man allein in der Eindrucksmenge, die die Fahrten ins Morgenland diesen Kriegern brachten, die Ursache sehen? Aber Eindrücke entstehen nur, wo die Seelen eindrucksfähig und eindruckswillig sind. Als nicht lange zuvor norwegische Wikinger mit ihrem König nach Byzanz kamen, da zogen sie, wie der Chronist nicht ohne tiefes Vergnügen mitteilt, durch die prunkvollen Straßen, ohne sie eines Blickes zu würdigen. Und die alten Heldendichtungen, deren Schauplatz von Italien bis England, vom Schwarzen Meer bis Aquitanien reicht, legen nur allzudeutliches Zeugnis davon ab, daß diese Menschen, die so oft im Banne tragischer Konflikte lebten, der Umwelt kein freundliches Auge geöffnet hielten. Die Natur ist ihnen Schauplatz von Taten, kein strahlend bunter Garten, wie sie es der Ritterdichtung hat werden können.

Solche Unterschiede sind nicht in der Außenwelt begründet, sondern in der Haltung der Seelen. Die Prachtliebe und Prunkfreude der ritterlichen Welt bekundet eine andere, neue Stellung des Adels im Kosmos. Wer daran glaubt, Großes, Schönes und Wahres mit seinen Augen schauen zu können – der kann auch bereit sein, sein Großes und Gutes „zur Schau" zu tragen.

Der hohe Sinn dieser Krieger sucht seinen Stolz nun nicht mehr in trotziger „Verhaltenheit", sondern er will und kann in der Gebärde, in erfüllter Form, ja im schwellenden Ausdruck sein Inneres Gestalt werden lassen. Der Hochsinn der alten Heldenzeit, der die schweigende Tat am höchsten schätzt, erscheint fast „introvertiert", verglichen mit dem *hôhen muot*, den die Ritterzeit mit vollen Worten und froher Zuversicht als eine ihrer schönsten Tugenden preist. Man kann, wie mir scheint, in der Gestaltung der „vorheraldischen" und der „heraldischen" Wappen einen gleichen – oder wohl gar den selben Stil-Wandel erkennen.

Doch bleiben die neuen so wie die alten Wappen schaubarer Ausdruck einer Hochgesinnung, die in der Ritterzeit die Seelen auf das Erhabene und das Edle wendet, darin dem älteren Adel trotz aller Verfeinerung in

einer zum historischen Nachsinnen einladenden Weise verwandt. Und auch in diesem Sinne scheint mir, trotz des Wandels von karger zu prunkvoller Form, das Gemeinsame der Verschiedenheit übergeordnet. Deswegen kann sich in diesem Wechsel der Formen eine Dauer der adeligen Substanz bekunden. Das so bemerkenswerte Gleichbleiben der Haupttypen der Symbole muß in diesem Fortwirkenden seinen Grund haben.

Doch wiederum ist der Wechsel im Dauerhaften nicht minder lehrreich als das Dauernde im Wechsel.

In eben jenem Zeitraum wird die Jahrhunderte währende Herrschaft der Tragik in der germanischen Dichtung abgelöst durch einen heiteren Glauben an eine erreichbare Harmonie schon hier auf Erden – wenngleich der Ritter diesen schönen Preis erst schwer erkämpfen muß. Die Ritterepen wissen das in frohen Worten zu verkünden. Das dunkle Nibelungenlied wirkt um 1200 wie ein erratischer Block in der ritterlich optimistisch werdenden Welt.

Die Hochgesinnung der adeligen Krieger sieht vor sich ein neues Idealbild des Menschenschicksals, in dem nicht mehr tödlicher Kampf das „Letzte" im Erdenleben ist, sondern den Edlen nach Kampfesmühe der Lohn froher Eintracht winkt.

Hat bei diesem Wandel auch ein neues Geschichtserleben mitgewirkt? Immerhin blühte jene Dichtung in den welthistorischen Erschütterungen der großen Stauferkämpfe!

Aber was mag für diesen Adel, der sich Jahrhundert um Jahrhundert in gegenseitigem Befehden aufzuzehren gewohnt gewesen war, der neue Ausblick der Kreuzzugsepoche bedeutet haben, nun in gemeinsamer Ordnung seine Tatkraft in Einigkeit jenen hohen und höchsten Zwecken zu weihen, die die Edelsten unter ihnen im Kampfziel der Kreuzzüge gesehen haben?

Wie mag wohl im Letzten die hohe Weltfreudigkeit der damaligen Ritterschaft mit diesem Erlebnis tatfroher und zukunftsfroher Seeleneinigkeit verbunden sein?

Ich darf diese Frage nach dem inneren, dem seelischen Zusammenhang zwischen dem Geschichtsleben der Kreuzfahrer und dem freudigen Gemeinschaftspathos und Welt-Optimismus, der sich auch im abendländischen Widerhall der Artusepik bekundet, hier nur stellen, nicht sie an dieser Stelle in ihrer vollen Tragweite zu prüfen wagen. –

Aber ein anderes Paradoxon, das uns jenes Zeitalter allenthalben, und auch in seinem Symbolwesen, stellt, sei doch noch andeutend berührt.

Die Wappen des vom hohen religiösen Pathos der Kreuzzugszeit erfüllten Ritteradels zeigen, seltsam verwandt denen seiner heidnischen Vorfahren, eine bedeutsame Reihe von Raubtieren: so Adler, Löwe, Panther, dazu noch das geistgeborene Sinnbild des Drachen. Und es ist nicht zu leugnen, daß die Staatssymbole, die damals begründet wurden und bis heute von einer Zahl europäischer Staaten noch nicht beseitigt worden sind, zum Geschlecht der Raubtiere gehören – Löwe und Adler voran.

Enthüllt sich da nicht, durch christliche Schleier kaum zu verbergen, ein naiver Glaube an die Raubtierhaftigkeit menschlichen Daseins und zumal der staatlich-geschichtlichen Macht und des adeligen Stilwillens – nicht anders, als es einst das Symbol der römischen Wölfin so offenherzig zur Schau gestellt hatte? Es wäre des Historikers nicht würdig, der Problematik, die sich da öffnet, ausweichen zu wollen.

Was ist das Gemeinsame, das die Haupt-Typen ritterlicher Heraldik (und nur von den Haupt-Typen soll hier die Rede sein) geistig verbindet?

Es sind gefährliche Wesen wie Adler, Löwe, Panther, Eber, Stier, Drache. Aber ihnen reihen sich, nicht weniger alt und anerkannt, andere an: der Hirsch, der Hund, sogar der Schwan.

Ist an ihnen das Gefährliche als die beherrschende Eigenschaft angesehen worden, die sie zu Wappentieren geeignet machte? Das kann offensichtlich beim Hirsch, beim Schwan nicht so sein.

Das Gemeinsame vermag ich nur darin zu finden, daß sie alle als edle Wesen galten, und deshalb seit dem Altertum und schon seit Urzeiten so oft als geheiligt galten: wie Mythen und Kulte, Sagen und Bräuche hundertfältig beweisen.

Was soll es aber eigentlich bedeuten, wenn gesagt wird, ein Tier sei „edel"?

Soviel ich sehen kann, bieten sich dem wissenschaftlichen Verstand keine rationalen Kriterien dar, die die Behauptung rechtfertigen könnten, der Löwe sei edler als der Fuchs, der Tiger oder die Hyäne, der Adler edler als der Geier, der Sperling, der Albatros oder die Ente, der Panther edler als der Luchs. Und trotzdem „versteht" – seltsam genug! – auch der Gelehrte sofort das Bild des edlen Schwanes, des edlen Löwen.

Und das geistige Organ, mit dem er derlei versteht, wird wohl das selbe sein, mit dem seine Vorfahren schon vor Jahrhunderten und Jahrtausenden diese Idee erfaßt haben und sie in Mythen, Kulten und Sinnbildern tausendfach ausformten.[168]

[168] Auf das Verhältnis der mythischen Tiersymbolik zu der des „Physiologus" kann hier nicht eingegangen werden. Es handelt sich dabei um ein Nehmen und Geben.

Vielleicht ist es am Ende auch nicht ganz so paradox, wie es am Anfang aussehen mag, wenn es sich zeigt, daß der Adel die Sinnbilder „edler" Wesen zu seinen Wahrzeichen wählte. Denn das ist ja das Besondere und welthistorisch so Bedeutsame der Oberschichte, die wir „Adel" nennen, daß sie in ihrer Selbstbenennung wie in ihren Idealen aus den möglichen sozialen Ausleseprinzipien der Geschichte – Reichtum, Schlagkraft, Schlauheit, Fleiß, Fanatismus, physische Stärke, Zähigkeit und so fort – sich just diese eine Qualität zum Maß-gebenden Zielbild erkoren hat: das Edle.

Auch darin sind sich der Adel der Frühzeit, des Mittelalters und der Neuzeit, trotz allem, „im Grunde" einig geblieben – so wie in ihrem Sinnbildwesen. –

Aber zugleich offenbart uns der Symbolbestand der Vergangenheit ein Weiteres, das uns noch schwerer zugänglich sein mag:

Die Wappen zeigen, daß diesen Menschen das Edle und das Furchtbare keine unvereinbaren Gegensätze waren – daß sie sogar zur Einheit werden konnten. Denn der Löwe, der Adler, der Eber, der Drache wurden als furchtbare Wesen nicht allein gedacht, sondern mit ganzer Seele erlebt.

Schon ein oberflächlicher Blick über unsere Geschichte zeigt, daß diese Synthesis des Geistes nicht gedauert hat. Das 18. Jahrhundert wird es gewesen sein, das da die große Wende gebracht hat. Nicht nur die Renaissance, die die *terribilità* Michelangelos zu ehren und zu verehren vermochte, stand auf solchem Seelengrund. Auch noch der Barock war im Stande, diese Vereinigung zu ertragen. Im Rokoko kämpft dann dieses Irrationale gegen seine Auflösung durch die Vernunft und (weit weniger erfolgreich) gegen die Auflösung adeliger Pathetik in spielerisch-abgrundtiefe Skepsis.

Nicht zufällig naht in eben diesem Stilzeitalter dem Adel das Ende seiner alten Herrschaft. Das Bürgertum aber konnte weder in den rationalen Zielen der Aufklärung noch in den irrationalen Bestrebungen, sich dem Göttlichen in zunehmender Vertraulichkeit zu nähern, einen Raum finden für eine Bejahung des Furchtbaren – so wenig wie die neue Bejahung des religiösen Tremendum durch Kierkegaard und seine Nachfahren einen geistigen Raum hat für die Verbindung des metaphysisch Furchtbaren mit dem menschlich Edlen. Denn sie leugnet das edle Menschliche und muß es leugnen, es muß ihr als „glänzendes Laster" erscheinen, als eine Versuchung des Hochmuts, der dem Menschen ein Göttliches zusprechen möchte, das ihm versagt sei.

Es ist eine geistige Zeitenwende von elementarer Gewalt und noch nicht absehbarem Folgenreichtum, die sich in der Verneinung jener Synthesis vollzogen hat – und wir glauben, daß nicht zufällig jene Krisis des abendländischen Geistes zeitlich zusammenfällt mit der Krise adeliger Überlieferung und Lebensform – und zugleich einer Krise der Naivität der uralten Symbole.

Es ist kein Zufall, daß jene Symbole ihren Ursprung im Kultischen hatten. Der Sinn, den diese Sinn-Bilder bergen, lag nicht im Tierischen, sondern im Metaphysischen. Darum konnte das Symbol des Löwen, des Adlers, des Stiers, des Hirsches auch eingehen in die Symbolwelt des Christentums.

Daß auch eine Tiergestalt Symbol einer höheren Welt, eines Geheiligten sein könne, dafür war der Geist des Mittelalters voll geöffnet. Aber freilich scheint in seiner Spekulation das Streben nicht wirksam gewesen zu sein, auch den Geisteskräften, die seine Heraldik, seine Adelswappen gestalteten und ausformten, eine theoretisch-philosophische Rechtfertigung zu schaffen. Eine gewisse, im Grund sehr bedeutungsvolle und geschichtlich sehr folgenreiche „Verhaltenheit" des Adels nach jener Seite hin war und blieb ein merkwürdiges Charakteristikum dieser Kulturform. So ist das Lebenselement, in dem die Wappen fortbestanden, die Tradition (dann auch der Traditionalismus) geblieben – nicht eine Theorie.



Abb. 1
Graf Diepold von Schweinspoint
[Handschrift von 1195/96]



Abb. 2



Abb. 2: Preßblech von Torslunda, Schweden
[7. Jh.]

Abb. 3: Wappen des Lord Basset of Drayton
[14. Jh.]

Abb. 3

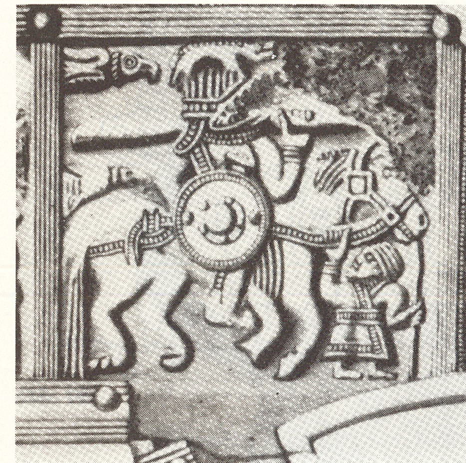


Abb. 4

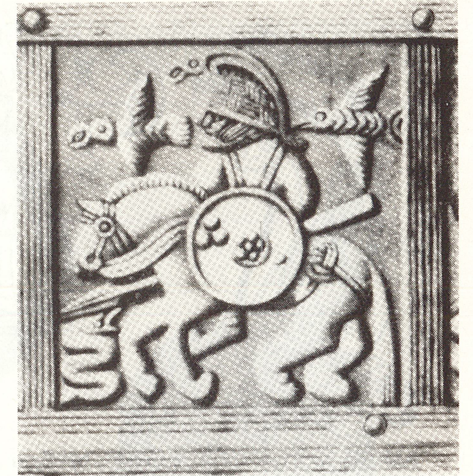


Abb. 5

Abb. 4–5: Reliefs vom Vendel-Helm aus Grab I
[Schweden, 7. Jh.]



Abb. 6:
Rekonstruktion dieses Vendel-Helms

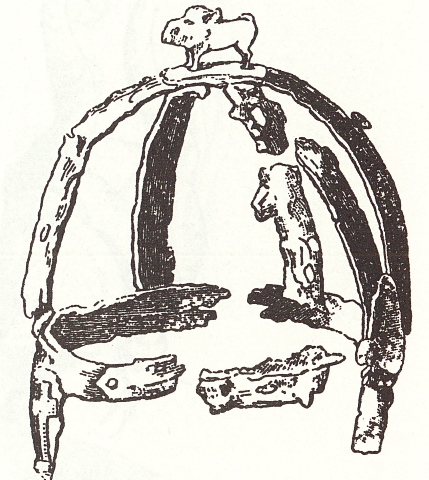


Abb. 7:
Eberhelm aus Benty,
Grange, Derbyshire
[7. Jh.]

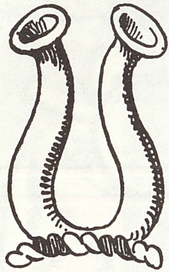


Abb. 8

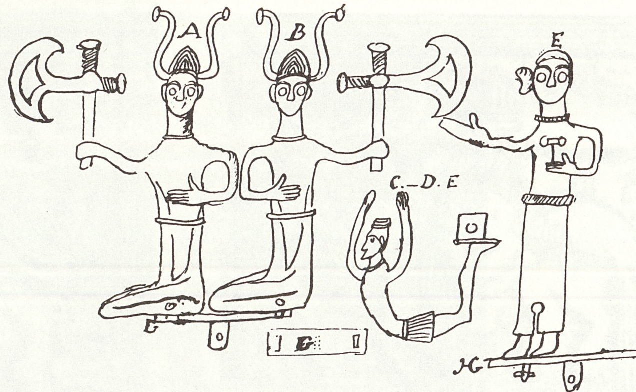


Abb. 11

Abb. 8: sog. „Elefantenrüssel", häufiger mittelalterlicher Ritterhelmschmuck

Abb. 11: Fund von Grevensvænge [Dänemark, ca. 9. Jh. v. Chr.], Zeichnung von Marcus Schnabel 1780

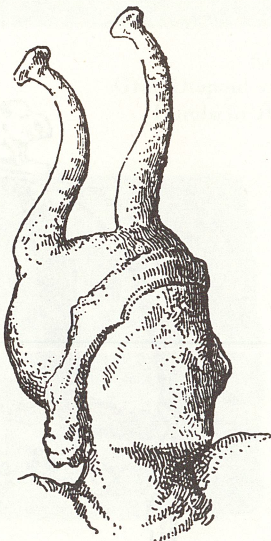


Abb. 9

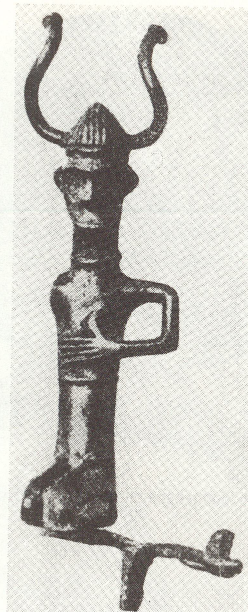


Abb. 9: Relief eines keltischen oder germanischen Kriegers [Triumphbogen von Orange, 1. Jh. n. Chr.]

Abb. 10: Bronzefigur aus Grevensvænge [Dänemark, ca. 9. Jh. v. Chr.]



Abb. 12

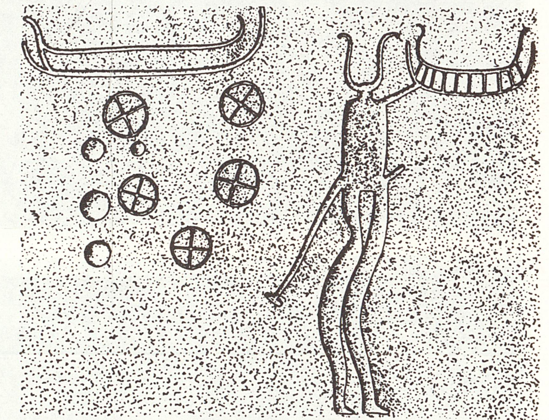


Abb. 13

Abb. 12: Bronzehelm von Viksø [Dänemark, 9. Jh. v. Chr.

Abb. 13: Felszeichnung von Öster-Röd [Schweden, Bronzezeit]

Abb. 14: Rasiermesser mit Kultszene [Dänemark, Bronzezeit]

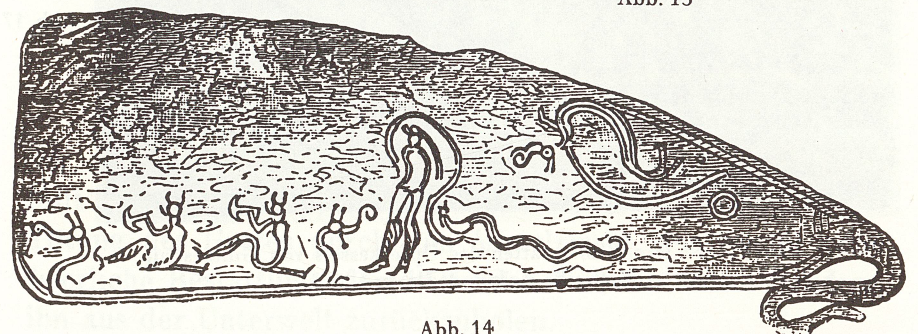


Abb. 14



Abb. 15



Abb. 16



Abb. 17

Abb. 15–17: Drei Silberplatten des Opferkessels von Gundestrup
[Keltische Arbeit, 1. Jh. n. Chr.?]

Balders Bestattung und die nordischen Felszeichnungen.

Die berühmte Schilderung vom Schicksal des Gottes Balder, die Snorri Sturluson († 1241) in seiner Edda gibt, zerfällt kompositorisch in drei Teile. Der erste erzählt die Tötung des Gottes durch den Mistelzweig, der zweite seine feierliche Bestattung, der dritte den Versuch seines Bruders, ihn aus der Unterwelt zurückzuholen.